



Berlin, den 15. Juli 1901.

Revirement.

Am zwanzigsten Juni.

Nromenadenklatsch. Mehr als je; und die beim Klettern ausgeruhte Phantasie kann was leisten. Sonst waren die Toquaden der blau-schwarzen Rumänin das Höchste gewesen und eine Woche lang hatten sämtliche ehrbare Damen sich mit der Frage beschäftigt, ob das Redfernkleid der Vielgeliebten wirklich so frisch geblieben wäre, wenn sie es bei der Nachtpartie auf die Alm — Seine gebrochliche Durchlaucht waren unten geblieben — nicht mehr geschont hätte, als den keuschen Schay ihrer Tugend. Der übliche tour de la corniche um den einen Punkt rum, aus dem Medikus Mephisto alles Weh und Ach der Weibsen kuriren wollte. Heute viel seriöser; ich rochs gleich, als ich den Fuß in den Bereich der society setzte. Man sollte wie Sportfeste die Bäder meiden, die von Diplomaten und anderen politischen Handwerkern aufgesucht werden. Aber wohin? Für die kleinste Hütte ist man nachgerade doch zu erwachsen. Wenn die lieben Leute nur nicht so verdächtig still geworden wären, als ich in Hörweite trat. Ein geirliches Gefühl; als ob an der Toilette irgend was nicht in Ordnung wäre. Und die kleinrussische Gräfin (guter alter Adel, aus Katharinchens Alkoven stammend) sah mich fast unverschämte spöttisch an, während die Kurkapelle — übrigens viel zu schnell, gar nicht sevillanisch schwachmend — die Habanera spielte. Prends garde à toi? Heilige Calvé! Hatte drei Stunden Zeitungen durchgeackert und war ziemlich verblödet. Bismarck und kein Ende. Der Mann und das Denkmal. Da ich meine Kunstpuschel nicht ab-

schneiden kann, habe ich aufgepickt, was an Rezensionen erreichbar war; wenige Körner in der großen Spreu. Keine ernsthafteste Stimme für Vegas; fast überall blutigster Hohn. Und dabei haben wir doch keinen Besseren zu versenden. Hildebrand zu frostig, Klinger offiziell unmöglich. Wann wird man einsehen, daß wir keine Plastik haben? Daß neun Zehntel — darunter die ganze Puppenallee — mittelmäßige Handwerkserei sind? Daß die kultivirte Welt sich über unsere Monumentalwuth lustig macht? Mit Recht, leider. Wir können eine Masse. Das nicht. Entspricht nicht dem *génie de la race*. Nicht mal eine Sache wie den russischen Peter mit dem famosen Saul kriegen wir heute raus. Schließlich kein Unglück; in sechzig, achtzig Jahren wird die Neue Markgrafenstraße abgeräumt und der gelbliche Plunder an einen Castan verhandelt werden. Schlimmer ist schon der Unfug, der uns den Mann entstellt. Welche Tintenfluth wieder! Und welche Verdunkelung! Hat ihn denn Keiner gekannt? Oder reden Die immer nur, die ihn nicht sehen, nicht fassen konnten? Ein Fridolin war er nicht; und über seine Frömmigkeit, die er im Verkehr mit der strenggläubigen Johanna Jahrzehnte lang stark betonte, wäre allerlei hohen Konjistoriis Unwillkommenes zu sagen. Auch der ewige „Realpolitiker“ stimmt nur sehr *cum grano salis*. Warum wurde er mit dem Centrum nicht fertig? Das ward viel Kleineren doch leicht. Weil er die Idee einer ultramontanen, vom fremden Priesterkönig gelenkten Politik haßte und die minder gefährliche Realität nicht sah: eine von wirthschaftlichen Interessen gespaltene Partei, die aus der großen Schüssel mitessen möchte und hinter der idealen Firmatafel die innere Schwäche verbirgt. Die Epigonen zweifeln nicht, daß es dem Centrum nicht auf die weltliche Herrschaft des Papstes, nicht auf die Jesuiten und auf den Kampf gegen einen Regerkaiser ankommt, sondern auf gute Behandlung und Parität in den Staatsprüfunden. Das hätte der Fürst nie geglaubt. Eben so wenig, daß die Sozialdemokraten nicht die feste Absicht haben, mit Eisen und Feuer aus Deutschland eine kommunistische Republik zu machen. Wer ihm einreden wollte, diese Leute trieben auf ihre besondere Weise „wissenschaftliche Politik“ und warteten geduldig auf die Wunder einer fabelhaften „Entwicklung“, Der kam schön an. Dummes Zeug; auf den Schwindel ließ er sich nicht ein: die Leute halten sich still und heucheln, bis sie stark genug sind, — und dann wirds noch toller als anno 48. Menschen von solcher Leidenschaftlichkeit sind nie reine Realisten. Da müßte die große Passion schon Bose sein . . . wie bei Elisabetha Fedorowna da drüben. Die umrändert ihre kleinen Augen tief schwarz und guckt dann die Männer

an, als wollte sie ein Opfer entkleiden und komme recta aus Messalinens Gladiatorenkneipe. Nichts dahinter; kalt wie 'ne Hundsnase, beichtete bei der dreizehnten Flasche Nyala der stramme Gardereiter, der in diesen Feuerschein geflattert war. Daß sie, nach so vielen Aventiuren, nun aber gar mich aufs Korn nehmen sollte, trotz dünnem Haar und schwächtigem Wuchs . . . Nicht ihr Typ. Und dennoch: Prends garde à toi? Bitte: nach Ihnen, jungfräuliche Coeurkönigin aus Taganrog! Ihr ergebenster Diener war nie der Mann bleicher Furcht.

Aber bis in seine alten Tage ein gräßlicher Geck, der, wenn ein Frauenzimmer ihn ansieht, gleich glaubt, er sei zum béguin ausersehen. Die Entelin des von Katharina glorreich Besiegten hatte ganz andere Hunde zu peitschen. Keinerlei Gefahr für Leib und Leben. Nicht vor ihren Arsenikaugen sollte ich mich in Acht nehmen, sondern vor dem großen Reirement, das bei uns bevorstehe. Daher das Tuscheln und noch verdächtigeres Verstummen. Ich scheine allgemein als diplomatischer Todeskandidat zu gelten. Sehr schmeichelhaft, daß man mich wenigstens nicht für Berlin kandidirt. Und warum das ganze Trara? Bei uns seien wieder mal kritische Tage gekommen. Schluß der kurzen Aera Bülow. Bernhard der Brillante habe seit seiner Rede über Bismarck ausgespielt; S. M. werde es nun mit einem ganz anderen Faden versuchen.

Möglich. Alles ist möglich. Aber so sensationell fand ich die Rede nicht, — ganz abgesehen davon, daß in den Hauptzügen sicher vorher zur Begutachtung unterbreitet. Mir schien das Laviren bernhardisch geschickt; — mit nichts eigentlich Anstößiges. „Wilhelm der Große“, wie jaßs gekostet (vor fünfzehn Jahren hätten die dem alten Kaiser Ergebensten nicht im Traum an solchen Namen gedacht). „Persönliche Liebhabereien“ und „populäre Augenblicksströmungen“: sehr gut gegen die Pro-Boers. Immerhin stuzte ich bei der Stelle, wo auf die *salus publica* als *suprema lex* gedeutet wurde. Etwas lebhaft pointirt. Und vor versammeltem Kriegsvolk, im Angesicht des Monarchen, blieb die Erinnerung an das münchener Goldene Buch vielleicht besser weg. Sollte der Kluge diesmal klug genug gewesen sein . . . Beim zweiten Lesen — Autosuggestion? — sieht der Enthüllungsspeech mir nicht mehr so einfach aus. Die Worte sind zierlich gesetzt, aber il y a des gouffres dessus. Trotzdem glaube ich vorläufig nicht an die Götterdämmerung in der Wilhelmstraße.

* * *

Am dritten Juli.

„Man sagt, er wolle sterben.“ Und Max Piccolomini sprach noch glänzender als unser hoher Chef. War freilich auch unvorsichtiger.

Der Russe hat die Geschichte aufgebracht. Ein wunderlicher Heiliger, der, glaube ich, selbst in der Badewanne nur Metier reden kann. Deshalb hat Elisawetha auch für ihre persönlichste Politik so viel Muße. Erst hat er die Geheimgeschichte aller Ressorts im Reußenreich durchgeheckelt. Ein Dekameron. Ueberall Mangel an brauchbaren Menschen. Lambsdorff und Osten-Sacken, der poetische Schafzüchter Kapnist doch kaum noch erträgliches Niveau. Schon werde der Landsturm mobil gemacht: Wannowskij und Tschertkow (Warschau) über Siebenzig. Nun ist auch Trokij gestorben, den des Zaren Gunst so rasch auf die Höhe gebracht hatte, Wilna und Omsk sind zu vergeben, für den Kaukasus wird mit der Laterne ein neuer Mann gesucht und Nikolaus weiß nicht, wie er die wichtigsten Stellen besetzen soll. Er reist nicht, wie Nikolai Balkin und Alexander der Galante, lernt keine Leute kennen und will keine große Adjutantsuite hinter sich sehen, unter der, wenn Noth am Mann war, seine Vorgänger die Gehilfen wählten. Auch haperts oft mit der Damenfrage. Die Frau eines Generalgouverneurs ist eine kleine Königin und darf nicht den geringsten Fleck auf dem Kleide haben; mindestens darf er nicht sichtbar sein. Sie steht an der Spitze der provinziellen Wohlthätigkeitgesellschaften, die da unten einen wesentlichen Theil der Sozialpolitik besorgen, und hat nicht nur repräsentative Pflichten. Bei den Ministerfrauen nimmt man nicht so genau. Ein Thema für unseren Newaschwadronneur! Von den verschiedenen und geschiedenen Gräfinnen Murawiew (Seitenblick über die Grenze; Glossen über Schmuck und Palast der berühmten Lachmann - Paiva - Hensel) bis zur noch immer nicht hoffähigen Madame Mathilde, die im Finanzministerium vom Adel boykottirt wird. Wie Zmeritinskij sich mit seiner Frau versöhnen, Bobrikow eine bejahrte Comtesse heirathen mußte, ehe der Eine in Polen, der Andere in Finland herrschen durfte. Und so weiter, ohne allzu viel Grazie. Schon müßte man fürchten, die spezifisch russische Form der Leutenoth werde den Zaren zwingen, wieder bei seiner Mutter Rath zu suchen. Und könne aus dem Anitschkow-Palais Gutes kommen? Die dort fabrizirte Qualität sei seit Michael Murawiew ja genugsam bekannt. Ein wahrer Segen, daß Den nach dem Abendessen bei Wittes der Vertilger aller Lebemänner holte. Und wenn nun gar wieder ein Ignatiem erste Geige spielte . . .

Bequemer Uebergang zu deutschen Verhältnissen. Ein neuer Pappros und die Brauen wichtig hochgezogen. Dieser slavische Diplomat der ältesten Schule ist natürlich über unsere Zustände genau informirt. Hat noch neben

tenvermehrung propagirt werde. Enfin: der Kanzler steckt in keiner guten Haut. Schon seit dem Tage, wo der französische General so hörbar gefeiert und das kühle Telegramm des Reußenherrschers im Kasino verlesen wurde. Ob er die Nerven hat, durchzuhalten?

Er zweifelt wohl selbst; und organisirt, ehe es zu spät wird, den Rückzug. Als Auswärtigem ist ihm noch kein Lorber gewachsen. China und Transvaal waren schwer verdauliche Gerichte. Er hat aber über das Portefeuilletonistenmaß hinausreichenden Ehrgeiz und möchte nicht „so klein aufhören, der so groß begann“. Nicht als ein verbrauchtes Werkzeug weggeworfen werden. Vorüber die Zeit, wo er mit bescheidenem Lächeln sich den Manager Seiner Majestät nannte. Jetzt will er Kanzler sein, nicht nur heißen. Selbständig Politik machen. Heutzutage etwas kühn. Doch er wagt sich auch nicht ohne Balancirstange aufs dünne Seil. Er weiß: als Kanzler bene vixit, qui bene latuit; siehe Chlodwigs selige Verschollenheit. Wer aber was thun will, muß das Ende bedenken. Weich fällt jetzt Der nur, der als Opfer des vor dem Königsthron bewährten Mannesstolzes angestaunt wird. Das Schema ist gegeben: Otto der Zweite; zwar kleiner, aber nicht minder muthig. Hinc illa oratio. Stürzt er jetzt ab, dann ist er guter Nachrede sogar in der Zukunft mit Anführungsstrichen sicher. Dann fiel er, weil er nicht kriechen wollte, und der gefährliche Ruf, für einen selbständigen Kanzler sei im Reich kein Raum mehr, wird nicht zu unterdrücken sein. Eine starke Verschanzung. Und mühelos läßt sich in die Presse glissiren, der Stein des Anstoßes sei die Lobrede auf Bismarck gewesen. . . Taktisch bewundernswerth. Auch mittlere Advokaten zeigen sich in foro manchmal als Meister, wenn sie für Kopf und Kragen kämpfen. Einerlei: die Leistung war ungewöhnlich. Eine en tout cas-Rede: billigt sie der Monarch, dann nützt sie ihm, der Beifall nicht, als die *salus publica* über „persönliche Liebhabereien“ gestellt wurde; mißbilligte er sie, dann hat der Minister wenigstens einen guten Abgang. Ich muß dem Chef das Kompliment machen, daß er rechtzeitig die Situation vorausah, in die seine Briefe wegen der Hansarede ihn bald darauf brachten. Als Lucanus dann kam, fand er einen Gewappneten. Es ist schwierig, einen Kanzler abzusägen, der sich eben zu Goethe, Bismarck und Fichte bekannt und das liberale Orchester zu Jubelhymnen begeistert hat. Pends-toi, Miquel; tu na's pas trouvé ça!

Das Register hatte vielleicht ein Loch, denn impulsive Naturen setzen sich in Stunden der Erregung über alle Bedenken hinweg, nur um die Nerven- spannung zu lösen. Da half das Muttererbe des Fürsten Herbert Bismarck

nach. Den hatte in Bülow's Rede der richtigste Satz geürgert: nur Thoren oder Fanatiker könnten behaupten, der erste Kanzler habe nie geirrt oder habe jemals „Maximen aufgestellt, die nun unter allen Umständen, in jedem Falle und in jeder Lage, blindlings anzuwenden wären“. Das sollte im Ernst nicht bestritten werden. In guten Söhnen und Enkeln pflegt die Pietät aber stärker zu sein als die Kritik. Deshalb nennt Wilhelm der Zweite seines Vaters Vater den Großen; deshalb fordert Herbert für Otto Bismarck den Ruhm der Unfehlbarkeit. Solche Irrungen sind schön. Und für Bülow war es ein kaum zu überschätzender Gewinn, daß er gerade in diesem Augenblick von Bismarck's Sohn angegriffen wurde.

* * *

Am siebenten Juli.

Der alte Hohenlohe ist tot. Und er hat eine merkwürdig gute Presse. Er war ja liebenswürdig und in jedem Sinn bequem. Wer ihn aber in der Nähe arbeiten sah, mußte doch staunen, daß solche Karriere möglich war. Arbeiten ist eigentlich nicht das rechte Wort; er schnupperte nur an den Dingen herum, so weit seine basketriftischen und lebemännischen Neigungen ihm auch nur dazu Muße ließen. Ahnte kaum noch, was außerhalb der Hoffphäre vorging; und vom Detail, besonders in Angelegenheiten der Volkswirtschaft und Verwaltung, nicht das blasseste Dämmern. Unmöglich, den Unterschied zwischen Valuta und Währung aufzuklären. Geht auch so, wie es scheint. Ein großer, rechtzeitig am Traualtar frisch vergoldeter Name; und, nach eigenem Geständniß, immer den Mund gehalten und einen schwarzen Rock angehabt. Probatum est. Am Besten paßte er noch nach Straßburg. In Berlin wunderten die zum Vortrag oder zur Audienz Befohlenen sich doch manchmal, wenn des Deutschen Reiches höchster Beamter, während er den Besucher zum Sitzen einlad, einen französischen Roman unter die Alten schob. Und dabei wäre er als Kanzler gestorben, wenn er über Walderssee's Argonautenfahrt und über das Programm zur Saalburgfeier, wie über so vieles Andere, geschwiegen hätte . . .

Statthalter in Straßburg will jetzt Philipp Eulenburg werden. Wahrscheinlich ist Wien für seinen Rheumatismus zu windig. Und Straßburg — hohes Gehalt, Puttkamer als entlastenden Arbeiter und weit vom Schuß — war ja immer sehr begehrt. Für Phili ist noch die Nähe von Wiesbaden, Baden-Baden und Urville wichtig. Und er könnte, als erster Statthalter ohne Ausnahmegezet, populär werden; auch ein Punkt, wo Bülow nicht mitmachen will. Am Ende löst Spähle, nach Absolvierung der Balkanshule,

rolle eines arbitri mundi verzichten oder sich, nach makedonisch-preussischem Muster, in das Abenteuer einer kriegerisch expansiven Politik stürzen. Das wäre nicht ganz leicht; denn keine Großmacht würde ruhig abwarten, bis Deutschland die Briten oder die Russen geschlagen hätte, und die für solchen Fall vorbereitete Koalition träte wahrscheinlich gleich nach unserer Mobilmachung aus dem Dunkel ans Licht. Die klügsten deutschen Kaufleute täuschen sich aber nicht darüber, daß sie von fortdauernden Friedenszeiten nicht viel zu hoffen haben. Woher soll denn zu neuen Aufschwüngen die Kraft und der Anstoß kommen? Eisen, Stahl, Kohle sind von der amerikanischen Konkurrenz bedroht, die mit geringeren Produktionskosten und mit beträchtlich größerem Kapital arbeitet, und zu elektrifiziren ist in Europa einstweilen wenigstens nichts Rechtes mehr. Die Vermehrung der Flotte hat, mit Allem, was drum und dran hängt, über ein paar schwere Jahre hinweggeholfen. Karl Marx, den jetzt jeder Seminarist belächelt, war doch nicht so dumm, als er schrieb, die bourgeoise Gesellschaft werde eines Tages zu in sich selbst zwecklosen Aufwendungen gezwungen sein, um ihre Gewinnrate vor dem Sinken zu schützen. Aber auch diese stärkste der staatlichen Künste genügt nicht, um Mangel in Wohlstand zu wandeln. Wir reden noch immer von einer Krisis. Am Ende ist die Bezeichnung falsch und das richtige Augenmaß bei Denen, die sagen, so, wie es jetzt ist, werde es bleiben, ohne lauten Krach, aber mit endemischen Wirthschaftsfeuchen, zehn Jahre lang und noch länger vielleicht.



„Zehn Pfennige der kleine Sühneprinz! Vor und nach der Audienz! Es ist erreicht!“ Nur die papierne Kinderei erinnert in Berlin noch an das Chinesenjahr, das doch zu ernster Betrachtung stimmen sollte. Mehr als ein Wig, ein anzügliches Wort wird nicht verlangt. Wie ein Märchen aus alten Zeiten klingt uns die Behauptung, die Berliner seien schwer zu regiren. An Wahltagen sind sie ja wirklich zur Stelle und schicken stramm ihre fünf Sozialdemokraten nebst einem Fortschrittsmann in das Reichsparlament. Wer aber ruft in der Stadt, die sich solche Vertretung wählt, denn den Hofwagen Hurra nach? Der Berliner regt sich über politische Dinge nicht gern auf. Die zwischen Schloß und Rathhaus schwebenden Konflikte gehen ihm nicht näher an die Haut als das Erlebnis des Sühneprinzen, geben, wie dieses, nur neue Gelegenheit zu spaßhafter Anspielung. Er ist zufrieden, wenn die Sache glimpflich abläuft, und freut sich, daß der Magistrat, um

den Schein bewußten Widerstandes zu meiden, die Fabel von der technischen Unmöglichkeit einer unter dem Pflaster der Linden durchzuführenden Straßenbahn erfunden hat. Keiner glaubt daran, Jeder kann von Sachverständigen hören, daß die unterirdische Verbindung für zwei Millionen bequem herzustellen ist; aber die Ausrede befreit von den Fährlichkeiten offener Opposition. Auch politisch hat Berlin keinen Stül. Manchmal ballt ein struppiger Tribun die Faust und brüllt, wie Nestrovs Schuster: „Wenn ich erst anfang!“ Aber er fängt nicht an, so wenig wie Kneriem in seinem Rausch und Zettel im Löwenfell. Auf diese friedfertige Grundstimmung des Berlinerers durfte jede Regierung rechnen, so lange das Geschäft blühte. Ob er künftig so leicht zu lenken sein wird? Der Winter wird schlimm. Schneider, Pelzhändler und Theaterpukmacher werden es spüren. Der Dinerfrack der Maser wird abgeschabt sein, ehe sie eine lohnende Bestellung erbeutet haben. Die Kabinettsweine der großen Speisewirthe werden im Spinnengewebe ungestört weiterfirnen und an den Straßenecken werden Gruppen ungenirtter Damen über die schweren Zeiten seufzen. Noth hat mitunter denken gelehrt, kann, wie so oft schon den Einzelnen, auch einmal eine Stadtgemeinschaft erkennen lassen, daß ohne den bunten Trödelsunder das Leben immer noch lebenswerth bleibt. Das wirthschaftliche Behagen der Bürger hat den Regirenden bisher über alle Klippen geholfen. Jetzt segt der Herbstwind die Straßen und rüttelt aus trägt wickelnder Gleichgiltigkeit. Berlin kann sich endlich Ruhm in der deutschen Geschichte erwerben. Es leidet mehr als andere Städte unter den Folgen der grausamen Enttäuschung und sollte gerade deshalb den weniger hart getroffenen Landsleuten ein weithin leuchtendes Beispiel geben. Entsaßt es den monumentalen Fassaden, der Progenprahlerei und der ganzen Gipsherrlichkeit, dann beweist es den lange vermifsten Instinkt für die drängendste politische Pflicht und zeigt dem aufhorchenden Volk, welche Sanirung nöthig ist, wenn das Reichshaus vom giftig fortwuchernden Schwamm gründlich rein werden soll.



Legende von der Mutter Gottes.

Als nun die Mutter Gottes kam,
 Ihren toten Sohn vom Kreuze nahm
 Und sah ihr Kind, das sie genährt,
 Vom Schmerz verzehrt, durch den Tod verheert,
 Sie fühlte das Blut in den Adern kochen,
 Ihr Herz stand still und verlernte, zu pochen,
 Und ward in ihrer Brust so schwer,
 Als ob es voll glühenden Bleies wär'.

Sie sank am Kreuze hin als tot.
 Keine Mutter litt je so bitter Noth,
 Als da die Mutter Gottes litt,
 Da sie am Kreuze niederglitt.
 Ihre Thränen, willig bei kleineren Leiden,
 Waren da schüchtern und waren bescheiden,
 Ach, kein Thränlein traute sich vor,
 Da die Mutter Gottes den Sohn verlor.

Sie sank am Kreuze hin als tot.
 Da spürt sie in ihrer bitteren Noth,
 Wie unter dem Hemd ihre Brust sich füllte,
 Mit der sie einstens ihr Kindlein stillte,
 Und wie sie warm ward und schwer und voll
 Und Tropfen auf Tropfen überquoll . . .
 Und da ihre Brust zu weinen begann,
 Hub wieder ihr Herz zu schlagen an.

Dies ist das Wunder, das Marien geschah.
 Es weiß drum Maria aus Magdala.
 Maria aus Magdala stand bei ihr
 Und hob sie auf und weinte mit ihr
 Und stand bei ihr drei Tage lang, —
 Und jeder Tag wie ein Jahr so lang;
 Am dritten Tage versiegte die Brust,
 Da hat sie nicht mehr weinen gemußt;
 Und die neue Woche begann ihren Lauf
 Und der Heiland stand von den Toten auf . . .

hier fühlt man sich durch Menschen, Statuen und Bilder beengt. Obwohl vorhergesehen, ist alles Das darum nicht minder schmerzlich. Gleichgiltig drückt man eben so gleichgiltig gereichte Hände. Man träumt von einer Kunstgalerie, wo das Schweigen die Leinwand und den Marmor bewacht. Hier aber drängt und spreizt sich eine lärmende Menge, füllt die Treppen, versperrt überall die Zugänge, trägt selbstgefällig ihr blödes Lächeln zur Schau an Orten, wo allein Meisterwerke herrschen sollten. Wahrlich: hier müssen die Werke von überragender Schönheit oder wenigstens auffallend interessant sein, um unser Augenmerk von diesem eilen Drum und Dran abzulenken, oder auffallend häßlich, um einen gesunden Zorn auszulösen.

Nun: dieser heilsame Affect hat im Salon der französischen Künstler reichlich Gelegenheit zur Bethätigung. O diese entwürdigende Malerei! Da sind sie sämmtlich, die geheiligten Meister, die brüchigen Stützen der Akademien, die, im Glauben an ihre Unentbehrlichkeit, eifersüchtig die errungene Stellung vertheidigen und doch nur unnütz oder schädlich sind. Allen voran Bonnat, vor dem das Oberhaupt des Staates, Herr Loubet, in der Pose eines guten, selbstzufriedenen Bürgers stillgehalten hat, damit ihn der Maler in einem banalen Portrait verewige. Auf der ungeheuren Deckendekoration des selben Malers kämpfen harte Töne — freidige oder rothe — einen unerquicklichen Kampf mit einander. Die Göttinnen der Wahrheit, der Frömmigkeit, der Gerechtigkeit schweben da auf schmutzigen und fetten Wolken und scheinen die Vorüberwandelnden mit ihrem Fall zu bedrohen. Die schwere, gleichsam räucherige Kunst dieses Malers wirkt antidekorativ: sein Saint Denis nimmt sich neben den Meisterwerken Puvis' de Chavannes wie ein Fleck auf den Wänden des Pantheon aus. Warum gerade ihn mit solcher Arbeit betrauen? Sie konnte ihm unmöglich gelingen. Tade und falsche Anmuth, banale Zeichnung und die Negation aller Farbe sind die auszeichnenden Eigenschaften des „Jephie“ Douguerciaux, des Mannes, den die Presse nur noch den „verehrungswürdigen“ Präsidenten der Vereinigung französischer Künstler nennt. Aber der Appell an unsere Nachsicht und an unsere Achtung, der in dem Beiwort zum Ausdruck kommt, kann die Thatsache nicht verdecken, daß die Malerei dieses Mannes ein schlechtes Beispiel giebt. Chartran bietet uns einen melodramatischen Richelieu. Seine Geschichte bleibt im Anekdotenhaften stecken. Nichts Banaleres als dieser Kardinal mit den Verrätheraugen, den Vater Josef mit demüthiger Stimme und unwahren Gesen zu berathen scheint. Dieser Macaire und dieser Bertrand des siebenzehnten Jahrhunderts sind in so schreienden Farben gemalt, in einem so blendenden Roth gehalten, daß die Augen davon fast verbrannt werden. Ein genau beobachtetes Portrait von Jules Lesèvre, eine Altstudie von Heßner — der sich stets gleich, aber stets gefällt —, ein Bild Leos des Dreizehnten von Benjamin Constant und einen jungen

Gattung u. s. w., zugleich die fixesten sind, sind sie auch im Gehirn am Automatischsten, Instinktivsten, am Wenigsten durch äußere Einflüsse zu verändern. Sie sind es namentlich, die die Instinkte und Triebe im Hirnleben bilden und uns daher ganz besonders den Eindruck der Unfreiheit machen. Daraus jedoch, daß jüngere und daher variabelere Reimkombinationen weniger fix, leichter durch äußere Einflüsse verändert werden können, folgt nicht, daß sie an und für sich freier sind. Sie sind nur plastischer, anpassungsfähiger. Im relativen Gegensatz zu den automatisch-instinktiven Gehirnthätigkeiten habe ich die leicht modifizierbaren plastisch genannt. Frei sind also thatsächlich keine von beiden. Die ersten sind aber stark innerlich prädestiniert, die zweiten dagegen durch äußere Einflüsse und vor Allem durch das Spiel der Sinnesindrücke und ihrer aktuellen Verarbeitung durch das Gehirn in Wechselwirkung mit den Bewegungen leicht beeinflusbar; sie sind mehr äußerlich und mehr postdeterminiert. Den Urquell einer wirklichen und nicht nur scheinbaren Freiheit müßte man in dem uns unzugänglichen Wesen der Urenergien der Natur und in ihrer ersten Ursache suchen. Ihre Affirmation ist unserem Erkenntnisvermögen so unmöglich wie ihre Negation. Metaphysisch aber dürfen wir daran glauben.

Relativ zur automatischen Hirnthätigkeit ist aber unsere plastische, anpaßbare Hirnthätigkeit für unser Subjekt eben nur deshalb frei, weil sie anpaßbar ist, und mit dieser Illusion können wir uns für den täglichen Gebrauch begnügen. Wir können uns dazu noch vorstellen, daß sich in der Tiefe des Betriebes der sekundär prädestinierten Komplexe unseres Handelns eine verborgene Unfreiheit versteckt, deren letzte Wellen zu künftigen höheren Vollkommenheiten treiben. Das ist mindestens philosophisch metaphysisch so berechtigt wie ein trostloser Fatalismus und fördert die menschliche Thätigkeit viel mehr, weil es sie nicht zwecklos erscheinen läßt.

Endlich noch ein Wort über die pathologische Vererbung. Wie sie entstehen kann, sahen wir besonders anschaulich durch das Beispiel des Alkohols. Aber viele Leute glauben, mit dem Wort krankhaft oder pathologisch Alles gesagt und derartige Erscheinungen aus dem Bereich des Normallebens entfernt zu haben. Nein: die pathologischen Eigenschaften, ganz besonders im Gehirnleben, stammen von den normalen durch individuelle Störungen oder Abweichungen in der Struktur und der Funktion des Gehirnes ab. Sie folgen dem selben Gesetze der Vererbung und Anpassung, sei es durch Uebertragung von Energiekomplexen im Kernplasma des Keimes (Gruppe A), sei es durch direkte Schädigungen des Keimes in seiner Entwicklung (Gruppe B), sei es durch direkte Schädigung des entwickelten Gehirnes und seiner Funktion (Hauptgruppe II, von der ich noch spreche.).

Besonders beim Gehirn giebt es alle nur möglichen Uebergänge von normalen

zu pathologischen Anlagen. Ich verweise hier auf meinen früher in dieser Zeitschrift veröffentlichten Aufsatz über verminderte Zurechnungsfähigkeit. Pathologisch geniale Menschen hat man schon als pathologisch überwertig bezeichnet. Günstiger wäre es jedoch zweifellos für die Menschheit, eine normalere Ueberwertigkeit des Gehirnes zu erreichen.

Selbstverständlich sind Schädigungen, die das fertige Gehirn treffen, als solche nicht erblich übertragbar, zum Beispiel eine Gehirnerkrankung. Wenn sie aber ein allgemeines Siechtum des Körpers zur Folge haben, schädigen sie indirekt die Keimdrüsen mit. Als solche sind auch weder ein Säuerwahn Sinn noch eine syphilitische Gehirnkrankheit (allgemeine Paralyse) erblich übertragbar. Die Ursachen beider jedoch, der Alkoholismus und die Syphilis, schädigen hochgradig die Keime, zerstören sie oft oder machen daraus Idioten, kongenitale Syphilitiker u. s. w.

II. Gruppe: Einwirkungen der Umgebung auf das Individuum.

In der Untergruppe B. der Vererbungsfaktoren haben wir eine höchst interessante Erscheinungreihe untersucht, die alle Abstufungen der Vererbung bis zu den jetzt zu besprechenden Erscheinungen bildet.

Der Keim wandelt sich nicht plötzlich, sondern ganz allmählich in das erwachsene Wesen um. Die Geburt des Menschen ist nur eine Episode seiner langsamen Entwicklung; und ein Embryo im neunten Monat steht einem Neugeborenen im ersten Lebensmonat unendlich viel näher als dem Embryo kurz nach der Konjunktion der Keimkerne oder als der Neugeborene dem nur sechsjährigen Kinde. Die Organe entwickeln sich auch sehr ungleich. Während zum Beispiel das Gehirn schon im Embryo sehr früh und ungeheuer wächst und am Ende des zweiten Lebensjahres fast fertig vorliegt, sind die Geschlechtsorgane und ihre Korrelate im siebenten bis achten Lebensjahr noch ungemäin embryonal und unfähig zur Funktion. Der Begriff des Erwachsenen ist ein ganz relativer. Gewisse Eigenthümlichkeiten werden erst in einem hohen Alter „erworben“, entfalten sich erst dann aus ihren Keimenergien, während andere sehr früh entstehen und verschwinden, zum Beispiel die Milchzähne und die Jugendfrische der Mädchen. Dem gemäß kann die Kastration oder eine sonstige Einwirkung auf die Geschlechtsdrüsen im achten Lebensjahr noch als Einwirkung auf den Keim, auf das Embryo gelten, während eine Einwirkung auf das Gehirn im gleichen Alter schon, zu einem großen Theil wenigstens, der Einwirkung auf das erwachsene Gehirn ähnlich wird. Noch mehr ist ein Knochenbruch oder Dergleichen im siebenten Lebensjahr dem eines Erwachsenen ähnlich. Immerhin modelt sich zum Beispiel das Gehirn, besonders in seinen Funktionen, noch gewaltig zwischen dem achten und dem achtzehnten Lebensjahr um. Als allgemeine Regel der zweiten Faktorengruppe können wir Folgendes aufstellen:

Im Embryo bilden sich sogenannte Embryonalanlagen der Organe aus, die zunächst noch gar nicht funktionieren. So lange sie noch gar nicht funktionieren, sind sie wie unbeschriebene Blätter und stehen einzig und allein unter der Einwirkung der Vererbungsfaktoren A. und B. Oft, wie zum Beispiel im Centralnervensystem, fangen gewisse Theile eines Organes an, zu einer Embryonalzeit zu funktionieren, wo die anderen noch als reine Anlagen völlig funktionlos dastehen. Während gewisse Centren des Rückenmarkes und der Gehirnbasis schon vor der Geburt funktionieren, bleiben große Theile des Großhirns oft noch längere Zeit nach der Geburt funktionlos als Anlagen stehen. Umgekehrt aber kann ein Organ noch lange halb embryonal, in kindlicher Weise, funktionieren und dennoch nicht nur weiter wachsen, sondern sich weiter verändern und differenziren. In diesem Fall wirken Vererbungsfaktoren der Gruppe B. noch lange als die Entwicklung hemmend oder ändernd fort, natürlich um so weniger, je mehr das Kind sich dem Erwachsenen nähert. Zum Beispiel wird die Zerstörung der Willensleitung im Gehirn (Pyramidenbahn) bei einem kleinem Kind zur Folge haben, daß der Arm, das Bein und der ganze Körper auf der funktionell entsprechenden (entgegengesetzten) Seite in der Entwicklung zurückbleiben (kleiner bleiben). Beim Erwachsenen giebt es nur eine Willenslähmung. Wird ein Erwachsener blind, so behält er die Gesichtserinnerungen und fährt fort, damit zu denken und sogar sich mit ihrer Hilfe zu orientiren. Erblindet dagegen ein drei- oder vierjähriges Kind, so verliert es bald alles Denken mit dem Gesichtssinn und entwickelt an dessen Stelle das Denken und Orientiren mit Tastsinn und Gehörinn, nach Art der Blindgeborenen. Bei älteren Kindern findet der Beobachter alle Zwischenstufen.

Ohne Grenze geht also die Einwirkung der Vererbungsfaktoren B in das Gebiet der Einwirkung der Umgebung über; denn was bei solchen pathologischen Fällen so klar zu Tage tritt, zeigt sich auch bei den normalen Einwirkungen. Was im ersten und zweiten Lebensjahr zum Beispiel „gelernt“ wird, wie das Sehen und sogar der Beginn der Sprache, beruht fast nur auf dem allmählichen Funktioniren reif werdender Hirnanlagen. Das „Lehren“ spielt dabei eine verzeiwelt geringe Rolle. Man schreibt Vieles dem Lehren und Lernen zu, was ihnen nicht zukommt. Wenn ein eben geborenes Meerschweinchen schon springt und die Augen aufmacht, während ein neugeborenes Kaninchen Beides nicht thun kann, kommt es nicht daher, daß das Kaninchen es „lernen“ muß und das Meerschweinchen nicht, sondern daher, daß das Kaninchen in einer viel früheren Embryonalperiode geworfen wird als das Meerschweinchen. Ich müßte kaum eine bessere Illustration zum Verständniß der Macht der erbten Potenzen und Anlagen, die wir irrig dem individuellen Erlernen zuschreiben.

Die ersten Einwirkungen der Umgebung und vor Allem der Sinne haben also die Aufgabe, fertige, zum Funktionieren bereitstehende Anlagen zur Funktion anzuregen. Die Anlagen entfalten und entwickeln sich dann weiter, substanzuell und funktionell. Das unbeschriebene Blatt bedeckt sich allmählich mit erworbenen Energien, Das heißt: mit Erinnerung- und Übungsbildern oder Kräftekomplexen.

Hierbei fällt der Bewegung und dem Willen eine große Rolle zu. Sie treibt die Aufmerksamkeit der Sinne in die von ihr eingeschlagene Richtung. So wirken Sinnesempfindungen und Wahrnehmungen auf der einen und motorische Tätigkeiten (die automatischen wie die plastischen) auf der anderen Seite beständig auf einander, die Aufmerksamkeit rufend und ihre Komplexität in verschiedenen Hirnapparaten registrierend.

Beide Tätigkeitengruppen, die Sinnes- und die Muskelstätigkeit, werden also im Gehirn verarbeitet, wo sie noch die alten, ererbten Gefühlslagen wecken. Dirigiert werden sie überhaupt von den ererbten Anlagen und entwickeln sich in deren Sinn. Alles, was der ererbten Anlage entspricht, geht leicht vor sich und zieht die Aufmerksamkeit von selbst an. Was ihr zuwiderläuft, stößt ab und kann nur durch Aufwendung großer Mühe zu Stande kommen. Man hätte schließlich Mozart die Integralrechnung und einen reinen Mathematiker die Regeln der Musikkomposition lehren können, — aber wie und mit welchem Erfolg! Mit großer Ausdauer kann das mächtige, so elementenreiche Menschenhirn sich sehr viele Dinge, sowohl in der Form von Erinnerungsbildern wie von technischen Fertigkeiten, aneignen, wofür es die geringsten Anlagen hat. Aber es reibt sich dabei auf und erzielt blutwenig Brauchbares. Das ist die individuelle Erwerbungsarbeit. Wird sie dagegen harmonisch und geschieht zur Entfaltung und Ausnutzung der besten vorhandenen Anlagen verwendet, dann kann Großes zu Stande kommen, falls die erblichen Anlagen hinreichend groß und gut sind. Das weiße Blatt des Gehirns eines Kindes wird nun im Lauf eines langen Lebens und auf Grund seiner so sehr individuell wechselnden, erblichen Anlagen und Lebensgeschichte gar verschiedenartig, aber immer fortschreitend weiter beschrieben, — leider auch vielfach verschmiert.

Wie der Keim und wie jedes Organ, so kann auch das fertige Gehirn durch die Kräfte, die darauf einwirken, verborben oder gekräftigt, geübt werden. Pathologische Faktoren, Krankheiten, die Residuen oder gar Schrumpfungsvorgänge der Neuronen (Nervenzellen sammt zugehörigen Fasern und Netzen) hinterlassen, können ein Gehirn schwer, ja unheilbar schädigen, seine Entwicklung hemmen, sogar es ganz entarten lassen. Nicht nur anatomisch erkennbare Schädigungen oder Vergiftungen, wie der Alkoholismus, sondern auch rein funktionelle Erschütterungen, wie tiefgehende Affekte oder die An-

gewöhnung eines verschrobenen, unzweckmäßigen Funktionirens können als individuell das Ich entartende Faktoren wirken.

Die Psychiatrie sollte nicht nur in den Irrenanstalten, sondern ganz besonders unter den Gesunden und Halbgesunden studirt werden. Man findet dabei sehr interessante Erscheinungen, die die Grundlage für eine gesunde Gehirnhygiene bilden. Ich lasse dabei die eigentlichen Geistesstörungen, namentlich alle ihre schweren Formen mit destruktiver Grundlage, bei Seite.

Erstens besteht ein Automatisirungsgeſetz, das sowohl die Vorstellungsreihen als die technischen Fertigkeiten, ja sogar die Gefühle und Willensentschlüsse durch häufige Wiederholung ausbildet, kräftigt, ordnet und weiter ausbaut, indem Das, was anfangs plastisch, durch mühsame Anpassungen, Schwierigkeiten überwand, allmählich automatisch, leicht und sicher, ohne Konzentration der Aufmerksamkeit geschieht. Das Verhältniß jener Uebungs- oder Ausbildungsfähigkeit zu den erblichen Anlagen habe ich bereits erwähnt. Ein weiteres Gesetz ist aber die Kräftigung und Entwicklung aller Organe sowohl als ihrer Funktion durch die gleiche Uebung. Bei den Muskeln ist im Sport diese Kräftigung durch die sogenannte regelmäßige Training wohl bekannt. Es gilt aber auch für die Funktionen des Gehirnes und anderer Organe. Sie vergrößern sich zwar nicht so wie die Muskeln, aber die Zellen werden durch Uebung stärker und leistungsfähiger, während Unthätigkeit sie schlaff, leicht erschöpfbar und in der Funktion minderwerthig macht. Freilich haben Automatisirungsgeſetz und Training ihre Grenzen. Sie erfordern (fördern allerdings zugleich auch) den Stoffeſatz durch die Ernährung und dürfen nicht einseitig zu sehr übertrieben werden; sie dürfen nicht eine zu große Erschöpfung nach sich ziehen, bevor Erſatz und Ausruhen das Gleichgewicht rechtzeitig hergestellt haben.

Durch die Uebung des Gehirnes im Sinn der Entwicklung vorhandener Anlagen kräftigt es sich und entwickelt zugleich immer höher seine Thätigkeit. Das richtige Beschreiben des unbeschriebenen Gehirnes des Kindes ist also die Voraussetzung der rationalen Pädagogik. Der Irrthum oder die Schwäche der meisten Pädagogen besteht nun darin, daß sie unfähig sind oder es versäumen, die natürlichen Anlagen des Gehirnes und des Körpers der einzelnen Kinder zu studiren und je nachdem zu entwickeln. Man giebt ihnen auch nicht die nöthigen Mittel dazu. Die üblichen Schulprogramme nehmen nicht nur viel zu wenig Rücksicht darauf, sondern vernachlässigen so gut wie gänzlich die Hygiene des Gemüthes und des Willens, zum größten Theil auf die einer gesunden Körperentwicklung. Schablone und einsfältige Ausfüllung des Gehirnes mit blöden, starren Gedächtnißbildern, mit dem Memoriren von Dingen, die einfach in Büchern nachzuschlagen wären, daher vom Gehirn nicht mechanisch wiederholt, sondern nur verstanden werden sollten,

infixiren die Programme unserer Schulen. Bei dieser Gelegenheit möchte ich auf die musterhaften Institute von Dr. Liez in Ilfenburg (Harz) und Hausbinda (Thüringer Wald) aufmerksam machen, die endlich mit den hergebrachten Ansitten der Pädagogik gebrochen haben und eine neue gesunde Aera anzubahnen versprechen, wenn die Tyrannei des Vorurtheiles, der Dogmatik, der Mode und der Dummheit diesen edlen Reformkeim nicht noch durch ihre Feindschaft gegen alles Neue und Bahnbrechende ersticken.

Für sein Individuum, für sein Ich, bringt das Kind mit sich auf die Welt das heilige Recht, nach seinen ererbten Anlagen beurtheilt und behandelt zu werden. Diese sollen sorgfältig gepflegt und harmonisch entwickelt werden, ohne einseitige Uebertreibung. Die keimenden Flügel des Genies darf man dabei weder abschneiden oder verdorren noch die zarte Pflanze durch Ueberhizung frühreif werden und dadurch verderben lassen. Aus mittelmäßigen Anlagen soll durch Uebung und Arbeit das Beste herausgezogen und das Möglichsie erzogen werden. Sorgfältig müssen durch Weckung von Sympathiegefühlen und edlem Ehrgeiz die Liebe zur Arbeit, das Gemüth und der Wille erzogen werden. Man hat bisher die Schule als ein langweiliges und notwendiges Institut großgezogen, in dem das Gehirn des Kindes mit möglichst vielen encyclopädischen Kenntnissen angefüllt wird. Und obendrein hat man, veralteten, despotischen Vorurtheilen zu Liebe, sich bestrebt, die Disziplin durch Furcht und Strafe zu erlangen. Daß dieses System unselbständige, unaufrichtige Papageien züchten muß, ist allen einsichtigeren Pädagogen längst klar gewesen (Pestalozzi, Owen u. s. w.), aber kein Staat hat sich getraut, das Uebel anders als durch kleine Palliativmittelchen zu bekämpfen. Die Schulzeit bleibt in der Regel für das Kind ein Grauel, der Lehrer ein natürlicher Feind, den man so viel wie möglich zu täuschen oder nur formell zu befriedigen trachtet.

Umgekehrt besteht aber die Kunst der wahren Pädagogie darin, die Liebe zum Lehrer und zum Studium zu erzeugen. Ruthe, Strafe und strenge Stoppaugen sind aber keine liebenswürdigen Dinge. Es ist ein grober Irrthum, die Disziplin als Tochter der herzlosen Strenge zu betrachten. Diese gebiert nur Lüge, Heuchelei und Verschlagenheit, während allerdings eine schlotterige Schwäche und schmeichelnde Gefälligkeit Verachtung und lose Indisziplin hervorrufen. Liebe, wahre Sympathie und Begeisterung für hohe Ideale lassen sich mit der schönsten Disziplin deshalb vortrefflich paaren, weil dann der Lehrer alle die besseren und sogar die mittelmäßigen Schüler für sich als Verbündete und Helfer, als Freunde und Mitarbeiter gewinnt. Die ganz ethisch Defekten, erblich mit durchaus schlechten Instinkten Behafteten bleiben dann als grollende kleine Rinderheit in der Ecke; sie werden leicht überwältigt, manchmal sogar etwas, zeitweilig wenigstens, gebessert.

Also Weckung der Sympathie, der Begeisterung und dadurch des Willens für höhere Arbeitziele. Das ist A und D der Pädagogie.

Um jedoch Dieses fertig zu bringen, muß man sich von dem kindischen und unpsychologischen Aberglauben los machen, als ob das Auswendiglernen von trockenen Wörtern, Sätzen und Zahlen die Basis des Wissens und Könnens bilden. Diese Methode mag vor zweitausend Jahren, zu einer Zeit, wo die Summe des in Schriften gesammelten Wissens eine noch sehr kleine war, ihre Berechtigung gehabt haben. Man vergißt aber, daß seitdem die Quantität und Mannichfaltigkeit des menschlichen Wissens fast ins Unendliche angewachsen ist, daß heute die kleinste Spezialität in Wissenschaft, Literatur, Kunst oder Technik mehr encyclopädische Schriften aufweist als damals das ganze Gebiet menschlichen Denkens und Fühlens, als die ganze Philosophie, Wissenschaft und Kunst des Alterthumes. Und dennoch steht die Qualität unserer heutigen Leistungen, wenigstens im Gebiet der Kunst, der Literatur und der Philosophie, kaum über derjenigen der Leistungen der Griechen, in manchen Hinsichten sogar noch darunter. Das kommt einfach daher, daß seit zweitausend Jahren unsere Gehirnanlage sich weder vergrößert noch verbessert hat. Unser Fortschritt liegt lediglich in den gedruckten Encyclopädien, deren Sammlungsmöglichkeit wir der Buchdruckerkunst und der Technik überhaupt verdanken. Daraus ergibt sich, daß es eine Thorheit ist, das immer gleich geliebene kindliche Gehirn mit dem wachsenden Wust kristallisirter Kenntnisse auszustopfen und dadurch zu immobilisiren, Das heißt: es unfähig zu machen, für eigenes Denken und Ueberlegen, für Gefühle und Willen noch Zeit und Nervenkraft übrig zu haben.

Wir müssen umgekehrt trachten, das Gedächtniß möglichst zu entlasten, das Auswendiglernen auf ein kleines Minimum (Alphabet, Einmaleins u. s. w.) zu reduciren und die Gegenstände einfachen Wissens in einfachen, gut registrirten und bequem zu konsultirenden gedruckten Encyclopädien wörterbuchartig zu sammeln. Diese soll man so wenig auswendiglernen wie einen Eisenbahnfahrplan. Man soll sein Gehirn für bessere Arbeit sparen und die Encyclopädien wie Konversationslexika, als Nachschlagebücher, als außenstehende kristallisirte Hirnarbeit seiner Vorfahren betrachten und benutzen. Man muß lernen, sich niemals des Wortes zu schämen: „Ich weiß nicht; schlagen wir nach.“ Das Gehirn soll als Denkinstrument für plastische Arbeit, zum Verstehen, Kombiniren, Forschen, Lieben, zur Begeisterung für Ideale, zur Durchführung fester Entschlüsse, nicht als mit Autoritätsglauben, Vorurtheil, Papageiwissen und Lehrerecho ausgestopfte Nachplappermaschine verwendet werden. Nur so werden wir bessere, freiere, stärkere Menschen statt hirnloser Philister, unterwürfiger Seelen, Autoritätskräfte, Soldaten und Dienerseelen, materiell und bornirt denkender Anbeter des Mammons erziehen können.

Es läßt sich leicht nachweisen, daß Alles, was man mit Interesse, Freude und Verständniß liest, hört, thut, übt, nicht nur mit geringerer Anstrengung, sondern auch in viel produktiverer Weise, in der Form einer aus der eigenen Logik (nicht aus einer eingepaukten) gebildeten und mit Lustgefühlen assoziierten Gedankenkette vom Gehirn aufgenommen und verwertet wird als auswendig (durch Klangassoziationen u. s. w.) und mit Langeweile Gelerntes. Wozu dann aber die Manie, solches Lernen zu erzwingen? Es ist nicht so schwer, selbst trockene Stoffe anziehend zu gestalten, wenn man sich bemüht, ihr Verständniß zu fördern, statt ihre leere Formelschale einzupauken. Geographie, Mathematik, Sprachen, selbst Chemie und Grammatik kann man sich eben so gut mit Amusement und sportartig wie Briefmarken- oder Käferwissenschaft aneignen. Spielend lernt der Philatelist seinen trockenen, blöden Stoff kennen, weil er sich damit amüsiert; er müht sich nicht mit Remoriren ab und lernt es doch besser als der Schüler seine Aufgaben. Ich habe gewissen fleißigen Psychopathen (sogenannten Neurosthenikern), die sich abplagten, für das Hochschulexamen, wie es leider bei Schulbuben üblich ist, zu memoriren, und die darob so ermüdeten, daß sie verzweifeln und nicht weit von Psychosen oder schweren Neurosen standen, nicht selten dadurch geholfen, daß ich ihnen verbot, irgend Etwas zu lernen, ihnen dagegen gestattete, ihre Studien und Bücher als Amusement, als Sport zu benutzen. Das Examen ging dann spielend, in gewissen Fällen sogar glänzend vor sich, nachdem die Beschwerden ganz oder fast ganz verschwunden waren. In geringerem Maße leiden aber die meisten Schüler an solchen Beschwerden.

Liegt es nicht in unserer Macht, mangelhafte und schlechte erbliche Faktoren des Ich in einem bereits konjugierten Keim an und für sich qualitativ zu erhöhen, so können wir wenigstens direkte Schädigungen, die von außen kommen, ihnen fern halten. Da öffnet sich ein weites Feld zu erfolgreicher sozialer Thätigkeit.

Es ist hier nicht am Platz, die Alkoholfrage, die sexuelle Frage, überhaupt die Frage der Volkshygiene zu behandeln. Wir können aus dem Renschke'schen...
 unsere Rasse zu einer verkommenen Sippe von Untermenschen herabsinken, wenn wir erstens die Keime unserer Nachkommen vor Schädlichkeiten bewahren, die sie minderwerthig gestalten, und zweitens unsere Kenntnisse der Vererbungsfaktoren und der Bedingungen der Zeugung zu einer rationellen Zuchtwahl künstlicher Menschen benutzen. Der Weg zu diesen beiden Zielen wird hauptsächlich durch den Kultus des Rammon, des Bacchus und des Mithrasismus gesperrt. Das Geld als Lebensideal zur Fristung zunächst der Existenz wird dann, in Folge der der menschlichen Natur innewohnenden Begierde, zum Lodoogel unersättlicher Gier nach korrumpirenden und verweichlichenden

Genüssen. Das Mittel zur Erreichung nützlicher und natürlicher Zwecke wird zum Selbstzweck, führt zur Genußsucht und wird zum Mittel einer dauernden Erreichung der genannten, durch Angewöhnung zur Entartung führenden Genüsse. Das ist eine alte Lehre und Erfahrung der Geschichte aller Völker, eine Lehre, die jedoch immer wieder verkannt und mißachtet wird.

Narkotische Gifte, voran die alkoholischen Getränke aller Art, erzeugen eine Täuschung und Vergiftung des Gehirnes, ziehen den Menschen wie Sirenen an, täuschen ihn total über ihre schwächende, entartende Wirkung, täuschen ihm Stärkung, Glückseligkeit und Fata Morgana aller Arten vor. Sie sind die hauptsächlichsten Faktoren der Rassenentartung durch Bildung von Untermenschen und Krüppeln aller Varietäten in Folge der Keimvergiftung. Ohne radikale Beseitigung der sozialen Unsitte des Genusses des Alkohols und anderer narkotischen Mittel, dieses traurigen Produktes eines uralten affenartigen und gedankenlosen Nachahmungsgeistes, das als barbarische Sitte sich noch durch die moderne Kultur auf Grund des Trägheitgesetzes alter Volksgefühle und Traditionen hindurchgeschleppt hat, ist an eine Hinaufzucht der Menschheit nicht zu denken. Wie können wir die Keime unserer Nachkommen verbessern, wenn wir sie beständig vergiften und verderben? Die Sicherung gesunder Nachkommenschaft aber ist, in Verbindung mit einer rationellen Pädagogik, die unerlässliche Vorbedingung eines künftigen dauernden Kulturfortschrittes. Rücksicht, Decadence, Chinesenthum stehen bereits in zahlreichen Mustern als warnende Beispiele der Menschheitsgeschichte vor uns. Entweder raffen wir uns auf, benutzen die Erfahrungen der Geschichte, verbinden sie mit den erweiterten Horizonten, die uns die Wissenschaft eröffnet hat und schreiten muthig zu den gebotenen Reformen des eigenen Fleisches; oder wir fallen wieder, langsamer oder rascher, dem alten geschichtlichen Decadence-
turnus anheim, bis der Verfall durch das Fehlen an lebensfähigen Konkurrenzrassen auf der Erde allgemein wird. Das ist eigentlich nicht schwer an den Fingern abzuzählen. Man braucht nur die Folgen der entartenden Verweichlichung bei älteren Kulturvölkern Europas, zum Beispiel bei den Franzosen, leider auch schon bei den Deutschen, näher zu betrachten.

Chigny.

Professor Dr. August Forel.



Sachsis.

Frau Nina Brendl trat ihrem aus dem Bureau kommenden Manne mit strahlender Miene entgegen. „Höre, Feiß, gerade ist Frau Regierungsrath Veyer weggegangen und Dr. Bing und noch Einige. Es besteht hier ein Verein für kränkliche Kinder von Handwerkern, weißt Du? Und da wollen sie mich jetzt zur Präsidentin machen.“

„Ein Verein für kränkliche Kinder von Handwerkern?“ wiederholte ihr Mann erstaunt.

„Ja. Wenn solche Kinder aus dem Spital kommen oder krank zu Hause sind, werden sie dort aufgenommen und gesund gepflegt. Das ist doch rührend, nicht wahr? Ich werde dem Verein schon einen anderen Namen geben, einen schöneren, weißt Du?“

„Nun, und Du hast die Präsidentin Stelle angenommen?“ unterbrach Herr Brendl seine aufgeregte Frau. „Interessierst Du Dich denn für kränkliche Kinder?“

„Natürlich! Das ist ja Pflicht!“ entgegnete sie scharf. „Es ist ein vornehmer Verein. Meine Vorgängerin war Excellenz Pilsen. Sie war aber selbst kränklich und ist zurückgetreten. Dr. Bing sagte, ich wäre da ganz an meinem Platz und ich hätte doch schon so viel auf dem Gebiete der Wohlthätigkeit geleistet.“

Herr Brendl konnte sich daran nicht erinnern; doch war er klug genug, zu schweigen.

„Du mußt mir helfen, Fritz“, schmeichelte Frau Nina mit süßer Stimme. „Zuerst wollen wir Mitglieder sammeln, nicht wahr?“

Als höhere Instanz gewissermaßen um Rath gefragt zu werden: Das befriedigt jeden Ehemann. „Ich meine“, begann Herr Brendl mit behaglicher Freize, „Du solltest lieber selbst einen größeren Beitrag geben und Deine Zeit mehr dem Verein widmen als dem Gewinnen von Mitgliedern, jede Woche wenigstens einige Stunden dort zubringen, die Pflege der Kinder überwachen...“

„Nein, wie Du Das wieder unpraktisch anfangen willst!“ fiel ihm Frau Nina lachend ins Wort. „Das macht man ganz anders. Viele Mitglieder: Das ist die Hauptsache. Man muß von dem Verein reden, ihn in die Oeffentlichkeit bringen. Ich weiß nicht, wie Du glauben kannst, daß ich einen hohen Beitrag zahlen werde. Das erlauben unsere Mittel doch gar nicht. Aber ich werde Besseres leisten. Ich muß vor Allen repräsentiren. Das sagt auch Dr. Bing. Die Pflege besorgen schon die Wärterinnen; und dann wirkt da mein moralischer Einfluß sehr. Ich darf nicht einmal immer dort stehen, muß den Leuten mehr Respektsperson bleiben, nicht wahr? Natürlich werde ich ein anderes Leben führen müssen als bisher, viel geselliger, um Leute zu finden. Es ist eigentlich lästig.“ Sie versuchte, sehr ernst dreinzusehen, was ihr nicht recht gelang. „Was soll man machen? Mir ist ja nur um den Verein zu thun!“

Auch dem Gatten war Frau Nina „Respektsperson“; er sagte nichts mehr.

Frau Nina warb Mitglieder und repräsentirte. Ihr Mann führte, auf ihren Wunsch, die Bücher. Er besorgte Das sehr gewissenhaft und führte sogar doppelte Bücher. Auch einen neuen Namen hatte die neue Präsidentin für den Verein schon gefunden: „Lachesis.“ Der Verein sollte die Parze sein, die auf die Länge des Lebensfadens segensreichen Einfluß nimmt. Die Idee wurde ungeheuer poetisch gefunden und das Komitee feierte die Umtaufung durch ein großartiges Bankett, das Brendls natürlich in Form einer „Gesellschaft“ erwidern mußten. Ein Dichter fühlte sich sogar zu einem Poem begeistert, in dem Frau Nina schließlich selbst als Lachesis gepriesen wurde, die durch ihr Dasein den Lebensfaden beglückter Sterblicher verlängere. Frau Nina beschenkte ihn dafür mit einer eigenhändig gemalten Cigarettentasche, deren Preis die Summe eines Jahresbeitrages beträchtlich überstieg.

„Weißt Du, die Bodassys werden wir doch einladen müssen“, sagte Frau Nina eines Tages zu ihrem Manne. „Vier Personen! Es ist recht lästig, aber . . . des Vereines wegen! Der Mann ist sehr einflußreich, nicht wahr?“

„Wie viel haben sie Dir für die Sachsis schon gegeben?“ fragte Herr Brendl. Seine Frau wurde etwas vorlegen. „Die Frau ist mit zwei Kronen beigetreten“, gestand sie zögernd, „aber der Mann wird uns einmal nützen, weißt Du? Ich mußte, mit Rücksicht darauf, auch dem Verein Jungfrauenhort beitreten, den die Frau gegründet hat.“

„Das ist nun schon der fünfte Verein, für den wir jetzt zahlen!“

„Ja, wenn man von den Leuten Etwas haben will, gehts eben nicht anders.“ Die Bodassys wurden also geladen und luden wieder; eine ganze Kette ähnlicher Einladungen schloß sich daran. Frau Nina wurde merods und leidend vor Ueberanstrengung und der Arzt sprach von einer Erholungsreise. Der materielle Erfolg ihres Werbens befriedigte Frau Ninas Erwartungen nicht vollkommen. Das Komitee beschloß nach einem mißlungenem Konzert mit Absage der bedeutendsten Kunstkräfte, ein Kränzchen zu Gunsten der Sachsis zu veranstalten. Da gab es endlose Kostümpromben, Besuche und Sitzungen.

Wie steht es denn mit den anderen Vereinsangelegenheiten?“ fragte der pedantisch gewissenhafte Herr Brendl einmal.

„O,“ entgegnete Frau Nina, „die müssen jetzt natürlich zurückstehen. Uebrigens sag, glaube ich, nur ein Ausnahmefesuch vor.“

Herr Brendl untersuchte den Fall und sorgte aus eigener Tasche für das Kind, dessen Aufnahme dem Kränzchen weichen mußte.

Der Abend verlief geradezu glänzend. Alle Zeitungen brachten Beschreibungen. Ganz Wien sprach von dem Sachsis-Kränzchen. Frau Nina feierte Triumph über Triumph. Auch der Ertrag war sehr günstig, obwohl man viele Karten verschenkt hatte. Freilich waren die Auslagen ungeheuer hoch. Aber trotzdem konnte man zufrieden sein. Leider hatte ein Angestellter die Erregung des Komitees wegen des Kränzchens, die wangelnde Ueberwachung bemerkt, um mit Vereinsgeldern durchzubrennen. Das mußte in der Stille gedrückt werden.

„Denke Dir: das Kind, mit dessen Aufnahme wir uns, des Kränzchens wegen, nicht befassen konnten, ist gestorben“, erzählte Frau Nina nach der nächsten Sitzung.

„Recht traurig!“ meinte Herr Brendl. „Das thut mir leid!“

„Ach ja, gewiß; aber wie günstig für den Verein, nicht wahr? Denke nur, wenn wir es ausgenommen hätten und es wäre in der Sachsis gestorben: wie lästig! Nein, da darf man nicht sentimental sein; Sterbende können wir nicht brauchen. Ich denke eben nur an den Verein!“

„Und vergißt darüber den Zweck des Vereins, scheint mir.“

„Sol' Frag mal unser Komitee, was die Sachsis ohne mich wäre. Aber der eigene Mann natürlich . . . Der wirft mir Herzlosigkeit vor. Dieser Unbath!“ Mit zornigem Schlußsatz stürzte Frau Nina aus dem Zimmer.

Ihr Mann seufzte. Also auch Das noch. O Sachsis!

Das Vereinsjahr näherte sich seinem Ende. Herr Brendl war mit der Abrechnung beschäftigt und wartete wieder einmal auf seine Frau, die aus einer Sitzung kommen sollte. Er hatte für sie einen eigenthümlichen Rechnungsauszug

vorbereitet, auf den er nicht wenig stolz war. Endlich erschien sie: hübsch, heiter, siegesficher, in entzückender Toilette. Der Watte nahm alle seine Würde zusammen, um sich durch ihre reizende Erscheinung nicht entwaffnen zu lassen, räusperte sich und übergab ihr ein Blatt Papier. „Dies einmal, liebes Kind!“

Frau Nina überflog das Blatt. Da stand in deutlicher Schrift:

Unsere Ausgaben für die Lachesis:

4 große Gesellschaften im Interesse der Lachesis	750 Kronen,
7 Vereinen beigetreten „ „ „ „	60 „
12 Karten zu Festen anderer Vereine „ „	100 „
8 Konzertbillets „ „ „ „	100 „
Wagen zum Besuchenachen „ „ „	60 „
Geschenke „ „ „ „	140 „

Zusammen: 1210 Kronen.

Und auf der anderen Hälfte: Gewinn des Vereines. Da stand nur wenig.

Neue Mitgliederbeiträge	400 Kronen,
Ertrag des Kränzchens	550 „

(Wodan aber 500 Kronen zur Deckung des Unterschleifs genommen werden mußten.)

Reiben: 450 Kronen.

Die Sache machte nicht den erwarteten Eindruck; Frau Nina sah gar nicht beschämt aus. Der strenge Rechner runzelte die Stirn: „Was sagst Du dazu, liebes Kind? Du meinst einmal, unsere Mittel gestatteten Dir nicht, einen höheren Jahresbeitrag zu zeichnen, und nun hast Du über 1200 Kronen im Interesse des Vereines ausgegeben, um ihm die große Summe von 450 Kronen zuzuführen. Dabei habe ich weder die Toiletten gerechnet, die Du dazu brauchtest, noch die Ausgaben des Vereines; auch Deine Zeit nicht. Doch“ — er bemühte sich, sarkastisch zu sein — „die hat für Dich vielleicht keinen Werth. Wenn Du die 1200 Kronen direkt für die Lachesis gegeben hättest: wie viele Kinder hätte man dafür pflegen können, wie stände der Verein und wie ständest Du da!“

Frau Nina lachte. „Wie komisch und pedantisch Du bist! Natürlich kann ich für mein Geld Kinder pflegen, wenn ich will, Das weiß ich; aber dazu braucht man auch keine Vereine. Ich habe nur im Interesse des Vereines gehandelt. Das sagen Alle! Ich bin in den weitesten . . . ich meine: die Lachesis ist in den weitesten Kreisen bekannt geworden; man spricht überall von dem Verein. Und nun höre mich an: man hat es mir heute in der Sitzung im Vertrauen mitgetheilt, ich bin in erster Linie vorgeschlagen, — rathe, wofür?“ Sehr langsam und feierlich: „Ich bekomme — einen Orden! Nun, wie stehe ich da? Und wie steht die Lachesis da, deren Präsidentin einen Orden bekommt? Ich denke dabei ja natürlich nur an den Verein. Und Du kommst mir mit den paar lundjagu Kronen!“

Sie fiel ihm lachend um den Hals. „Rein, Frig, wie wenig Du zu rechnen verstehst! Was ist das Bischen Geld gegen einen geistigen und moralischen Erfolg, gegen einen Orden, nicht wahr?“

Herr Brendl kam sich wirklich sehr pedantisch und kleinlich vor. Daß er davon auch gar nicht gedacht hatte!

Wien.

Helene Rigerka.

Die hellenische Schule.

Als um die Mitte des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts Polybios aus Megalopolis die Geschichte der Mittelmeerwelt überblickte, die er uns als eine Einheit begreifen gelehrt hat, da ordnete sich seinem Blick das wogende Gebränge ihrer Völkerkämpfe zu einer weltgeschichtlichen Szene von einfach-großer, echt hellenischer Komposition: er schaut einen großen Wettkampf aller Nationen; Siegespreise sind Freiheit und Herrschaft. Schon ist der erste Gang vorüber, die Mächte zweiten und dritten Ranges sind geschlagen. Da treten aus den Reihen die Sieger des ersten Kampfes, die Großmächte des Ostens und Westens, zur Entscheidung hervor, Rom und Karthago, Makedonien, Syrien und Ägypten, und bereits ist dem scharfblickenden Betrachter kund, wer den höchsten Preis gewinnen, wer sich den Kranz der Weltherrschaft aufs Haupt drücken wird —: Rom.

Noch eine zweite Ernte neben dem imperium orbis führte Rom von jenen blutgeübten Schlachtfeldern heim: den geistigen Weltprinzipat. Wie ein Herrscherpalast hat er durch lange Jahrhunderte emporgeragt; seit der Emanzipation des modernen Menschen ist er allmählich stückweise zerbrochen worden. Noch hat sich auf einem Gebiet — dem unserer höheren Schule — wie eine letzte geborstene Säule, reis zum Fall, die Nachstellung des Lateinischen erhalten, aber nur bis in die ersten Jahrzehnten des zwanzigsten Jahrhunderts; nicht weiter, so hoffen wir.

Santer und hastiger als heute haben die Räder der gymnasialen Mühle wohl nie geklappert; doch spärlicher ist das Mehl kaum je den Mahlgängen entfloßen. Der pünktlich begonnene Unterricht wird gewissenhaft ertheilt. Eine herrische, bariſche Schulzucht hat des Aristoteles gutes Wort: „Vertrauen muß, wer lernen soll“ fast in sein Gegentheil verkehrt; das Mißtrauen, die Angst, die der bloße Anblick des Befürchteten unter den Schülern verbreitet, gilt als bezeichnender Vorzug und als Kennzeichen des tüchtigen Lehrers. Eine stets verbesserte Unterrichtsmethodik sinnt unausgesetzt darüber nach, wie in jeder einzelnen der fünf täglichen Unterrichtsstunden dem Schüler ein möglichst gehäuftes Maß von fremdem Wissen aufgedrängt, von eigener Geistesarbeit abgezwungen werden kann. Eine Lehrtechnik, die bei Tag und Nacht fleißige Federn in Bewegung setzt, hat die ganze Außenseite und jedes Detail des Unterrichtes auf das Genauste untersucht und festgelegt. Die Theorie hat eine Höhe erreicht, auf der die Einzelstunde zum Kunstwerk erhoben ist —: siehe die glänzende Erfindung der Musterlektionen. Und der Erfolg? Trostlos für den Lehrer, der sieht, daß nichts mehr in den müden, überlasteten Seelen tief haftet, organisch verwehrt, Wurzel schlägt. Trostloser wohl für den Schüler, der desto mehr zum Tempel hinausgepredigt wird, je schreiender die Stimme von der Kanzel schallt, bei dem der Widerwille gegen die Schule oft das einzige, im Voraus sichere Ergebnis zwölfjähriger Zwangsarbeit ist. Immer dichter hat sich der Wall der Reglements und Schablonen geschlossen, immer schmaler wird zwischen Pensum, Arbeitsplan, Methode, Examen und Kontrolle mancher Art die Lücke, wo statt des Lehrtechnikers und Staatsbeamten der Mensch auf dem Lehrstuhl austauschen kann, — der Mensch, der einzig den Menschen erzieht. Freilich: das homo sum sich vom Verbe zu halten, sind Vorgesetzte und Untergebene der heutigen Schule mit Erfolg bemüht. Da sind Probelektionen und Rektionen, in denen eventuell die

Körperhaltung des Lehrers bis auf Anzucht und Beinstellung scharf beobachtet, nachher mit heiligem Ernst besprochen wird, wobei — wer sagt wie oft? — als werthvollste pädagogische Gnadengabe von oben die Maßnung gesendet wird, doch ja die Antwort des Schülers nicht nachsprechend wiederholen zu wollen. Da sind Seminare, in denen unter Anderem die Kandidaten des höheren Lehramtes Belehrung finden können, wie eine Statistik über umheiligende Butterbrotstücke aufzustellen und zu führen sei. Von den Direktoren sind selbst die besseren öfter umsichtige Verwaltungsbeamte und pünktliche Kontroluhren des äußeren Dienstes als die pädagogischen Hängelmänner ihrer Untergebenen. Auf den Rathhern allerlei Arten von „Lehrpersonen“. Abgesehen von den problematischen Naturen und schwankenden Gestalten, die namentlich in kleinen Städten nicht ganz selten sein sollen, abgesehen auch von den oft genug aus bitterer Noth betriebsamen Geschäftsleuten der Privatstunden und den Pensionhaltern ist da am Zahlreichsten die Junst der pflichtgetreuen Subalternen, der Pensumstogelöhner. Weiterhin die Heber des gesellschaftlichen Standesansehens vom Stamme der Reservelieutenants und die Streber nach höherer Beamtenstellung, die guten Kuser im Streit um Titel, Rang, Gehalt, königlich preussische Schulmandarinen vom blauen und rothen Knopf, — wollte sagen: Nähe fünfter und vierter Klasse. Schulmeister alten Stils spärlich geworden. Pädagogen neuer Art nach Anlage und Selbsterziehung — wie selten! Bekrönt wird die ganze Hierarchie durch die preussische Schulkonferenz, eine ständige Einrichtung, die etwa alle zehn Jahre grundstürzend reformirt, indem sie durch leiseste Retouchen dem verwitterten Antlitz unserer höheren Schule den Anschein gesunden Lebens zu geben versucht, falls sie sich nicht, wie neulich, begnügt, in trüber Resignation die Striche des Vorgängers auszulöschen. Der Bureaokratismus: Das ist der Feind der Schule, der überall zu finden ist, oben und unten, in wie über den Lehrern.

Vieles ließe sich ohne große Reformen von oben her bessern. Das Erste wäre, die naturgemäße Basis aller Erziehung wieder zu gewinnen, an die Stelle einer zum Selbstzweck entarteten, absolut gewordenen Unterrichtstechnik die Kindespsychologie zu setzen, das Studium der jugendlichen Seele und ihrer Entwickelungsgesetze, das Ausmaß ihrer Bedürfnisse und Fähigkeiten, die Mechanik ihrer Kraftansammlung und ihres Kraftverbrauches, die Hygiene des geistigen Ein- und Ausathmens, — überhaupt Hygiene statt des bisherigen Streckfahrens. Eine Vorbildung des zukünftigen Lehrers ist nothwendig, die von den Universitätsjahren an den lebendigen Menschen in ihm wachruft, steigert und befreit und ihn nicht in spezialistischer Wissenschaft und in technischem Drill erstickt. Dringend nöthig ist die radikale Bestimmung, daß die Berechtigung zum einjährigen Dienst nur durch das Abiturientenzugniß von der Schulbehörde erteilt wird. Nur wenn dadurch der niederziehende Ballast über Bord geworfen ist, der heute die mittleren und unteren Schulklassen belastet, kann der Begriff einer höheren Schule, von der es jetzt wenig mehr als den Namen giebt, Wirklichkeit werden. Von den äußeren Ansprüchen des Lehrers scheint berechtigt die Forderung eines Gehaltes, das auch im ersten Dezennium den nicht verstandesgemäß Verheiratheten vom Joch des Nebenverdienstes frei hält. Um alles Andere, Rang und Titel, mögen sich mühen, die Talent dafür haben.

Vieles ließe sich ohne tiefere chirurgische Eingriffe bessern; Eins nicht:

die Rückenmarkserkrankung der höheren Schule, die heillose Lage des altsprachlichen Unterrichtes, der, einst der Stolz, seit lange das Schmerzenskind des Gymnasiums ist. Werkwürdig, wie diese toten Sprachen immer schwerer, unbezwinglicher, man möchte sagen: toter werden! Trotz allen nicht geringen Anstrengungen: die Grammatik „sitzt“ nicht mehr und die Perle des „Extemporale“ schießt allmählich so hoch empor, daß ein immer längerer Anlauf und umsichtiger Vorbereitung kaum noch mit leidlichem Gelingen den Halsbrecherischen Sprung wagen läßt. Aber um Beides macht man sich nicht allzu schwere Sorgen. Lecture heißt jetzt das Erlösungswort. Nur schade: auch bei den Schriftstellern der gleiche Vorgang; und Viele finden Das sonderbar. Ihr Latein und Griechisch dunkelt stetig nach, wie die Farben auf alten Oelgemälden. Schon sind sie so schwärzlich, daß mit dem ganzen offiziell erlaubten Apparat der Kommentare, Präparationen und Speziallexika in der braunen Sauce dieses Galerietonics kaum noch die groben Konturen zu entziffern sind, der Ueberblick des Ganzen und das sprachliche Verständniß des Einzelnen erst an der Hand der getreuen Klatsche gewonnen wird. Denn so weit auch nur äußerlich das Ziel dieses Unterrichtes heutigen Tages noch erreicht wird, ist es das Resultat eines fast allgemeinen Betruges, einer Mogelei so großen Stils, wie sie früher doch unbekannt war. Fast steht es noch trauriger mit dem inneren Ergebnis. Wer gewinnt heute aus der Jahre langen, täglich mehrstündigen Arbeit entsprechende Bereicherung? Wer trägt in dem Verständniß und der Liebe für die Antike vertieftes Verständniß, bewußtere Liebe der eigenen Zeit davon? Es ist davor gewarnt worden, junge Griechen und Römer zu erziehen. Der Kenner moderner, zumal großstädtischer Gymnasien sieht allerlei Volk heranwachsen: englische Sportjünglinge, amerikanische Businessnaturen, hawainisch angehauchte Jünger des glorreichen Gröberdeutschlands. Aber junge Römer oder Hellenen? Offiziell findet die Ausbildung des Gymnasiasten ihren Abschluß durch den mehr oder minder befriedigenden Gang vor die Kommission des Abiturientenexamens. In Wahrheit ist der Abschluß viel logischer: die Antike führt zum Antiquar! Wenn der junge Römer den stets befriedigenden Gang zum Trödler angetreten hat, ihm die Trödelwaare zu überliefern, so wird ihm an diesem schönen Tage vielleicht zum ersten Mal in der eigenen Brust deutlich, daß die Erbauungsbücher der Klassiker „mehr Werth“ besitzen als die grammatischen Folterwerkzeuge. Doch kein ernstes oder spöttisches Wort ist nötig, um eine Thatsache zu beweisen, für die laut genug die Uebereinstimmung Dezer spricht, die heute aktiv oder passiv von diesem Unterricht betroffen werden. Vom Kultusminister bis zum jüngsten Tertianer sind Wenige nicht der Meinung, daß hier an Zeit und Mühe ein großer Aufwand schmächtig verthan wird.

Aber ist nicht heute oder wird nicht morgen das Alterthum überhaupt entbehrlich für deutsche Volks- und Schulbildung? Bei dem Selbstgefühl unserer Tage wehren sich die Stimmen, die künden, daß die stets mäßig ergiebigen Schätze der Antike völlig erschöpft und daß bereits in unzähligen Gegirungen moderner Wissenschaft, Kunst und Bildung ihr ganzer, von je bescheidener Goldgehalt im Umlauf sei. Und doch: für reformatorische That war sie der archimedische Punkt, um von außen her an den Globus unserer Kultur den Hebel zu setzen. Dem reformatorischen Denken und Anschauen war sie die große Antithese jugendfrischen, einfacheren Menschenthumes gegen die abgeleitete, mit Trambition belastete

Spätwelt mit ihrem tausendjährigen Wurzelwerk und dem verstränkten Gewirr weltüberschaltender Zweige. Was aber von den Thatmenschen der Renaissance bis zu den Männern der großen Revolution, was von den Humanisten bis auf Goethe und Kiepische Gegengewicht und Korrektiv des Modernen gewesen ist — aufgenommen sind die religiösen Erneuerer, denen von den Bergen eines anderen Alterthumes das Heil gekommen ist —, Das wird nach dem weiträumigen Maß geschichtlicher Entwicklung noch für eine nicht zu enge Zukunft in der Kraft des großen Widerspruches wirken. So vielältige und starke Fäden, wie sie von der Gegenwart zu dieser Vergangenheit führen, lassen sich am Wenigsten durch einen Ruck zerreißen. Mag der Freiheitruf: „Laßt uns jung sein! Weg mit dem historischen Ballast!“ noch so laut erschallen: einer so späten Epoche kann kein Kampfesfrei und kein Weisheitspruch Jugendursprünglichkeit und Wesenseinfalt zurücktaubern. Zur Zeit hat die Kenntniß des Alterthumes noch, wie für die führenden Geister, so für die geführte Masse unerflichen Werth. Nur von diesem jenseitigen Ufer aus können die oberen Hunderttausend der Bildung den befreienden Blick thun über unser Westade hin. Aller andere Bildungstoff der Schule ist ein Stück modernen Lebens, ein Immanentes unserer Kultur. Selbst Evangelium und Urchristenthum, neben dessen Größe fast alles spätere religiöse Leben zusammenfiel, nehmen in der Schulausgabe von heute mindestens für das jugendliche Auge zu oft und leicht die starren Züge des Kirchenthumes vom Jahre des Heils 1900 an. Nirgends sonst entrinnt der Schüler der heimischen Welt, dem heutigen Tag. Nur das Alterthum ist das Andere und Ferne, das Chemals.

Wenn das Alterthum auf unseren höheren Schulen nicht leben kann und nicht sterben darf, so ist es nur durch eine große Amputation zu retten. Der altsprachliche Unterricht, der zu wenig erreicht, weil er zu viel umfaßt, muß seine schwachen, zu ausgedehnten Stellungen räumen, um eine rückwärtige, festere einzunehmen. Das heißt: eine Sprache muß fallen; und diese Sprache kann nur Latein sein. Die These scheint bestreblich; und doch ist nur eine Voraussetzung nötig: daß wir — ein heute noch nirgends erkennbarer Entschluß! — nicht länger an der Schule der deutschen Vergangenheit herumfluden mit Tanalidenmühe, sondern endlich den Muth fassen, eine Schule der deutschen Zukunft zu erbauen. Latein ist eine täglich sinkende Größe. Freilich nicht für das echte Römerthum, aber für die lateinische Sprache und für die pseudorömische Literatur hat die letzte Stunde bereits geschlagen; es lohnt nicht, die Stundenuhr immer wieder umzustellen, wenn nach jedem Umstürzen der Sand stets spärlicher rinnt.

Nach ihrem anatomischen Bau freilich, der grammatischen Struktur, wirkt die Sprache Roms in ihrer Formenstrenge und Regelmäßigkeit wie ein ehernes Gesetz; und ihre Wort gewordene Logik ist von je her für schweifenden Knabensinn eine heilsame Zuchttruthe gewesen. Aber der Schönheit solches ebenmäßigsten Knochenbaues entspricht nicht an Werth das umkleidende Gewebe und Geäder des lebendigen Sprachkörpers. Einst war die römische Sprache nichts als das vollendet passende Wortgewand eines in starrer Beschränktheit kraftvollen bürgerlichen Daseins: der platt nächsterne oder hart abstrakte Ausdruck des Geschäft-, Staats- und Rechtslebens. Dann ward dies Kind des Alltags mit römischer Bähigkeit und Willenskraft in die hohe literarische Schule genommen, durch Jahrhunderte kultivirt, verfeinert, geglättet, herausgeputzt und aufgelockt. Viel wurde

erreicht: Würde, Ergang und Vollklang, schlagende Prägung wie rauschende Fülle des Wortes; doch mehr ging verloren. Wohin man sieht: überall grelle Mittel; darum der ewige Superlativ Ciceros. Welcher römische Schriftsteller übt seine ganze Macht, wenn er schlicht schreibt, seine tiefste Wirkung, wenn er leise spricht? In einer Sprache, deren Wort arm an Nebenwerthen, deren Satz dürftig an Oberwürden, deren Stil von beschränkter Farbenkala ist, muß Alles hart und scharf umrissen sein, ohne den umspielenden Hauch leicht bewegter Luft. Und mögen die Formen und Linien dieser Sprachlandschaft noch so rein und edel sein: es fehlt der Sonnenglanz trunkenen Phantasie wie der Nordesdämmer unbewußt seligen Gefühls. Hier ist Geistesstärke und unerbittliche Klarheit, Schärfe des Stils, Klang des Wortes; aber was die deutsche Sprache in höchstem Maße ihr Eigen nennt, was auch die griechische reichlich besitzt, — das Latein hat es kaum: eine Seele. Wenigstens spricht sie uns nicht.

Geschaffen haben die römische Literatur, nach Rommijens Ausdruck, „der Schulmeister und der Schauspieler.“ Auf dem Fundament, das sie gelegt, ist dann der Ban errichtet. Gebaut hat die vornehme Gesellschaft, — Rom W., wenn der Ausdruck erlaubt ist. Das überladene Kranzgestirn hat die übliche Kunstpflege eines ruhmüchtigen Fürsten ausgefüllt. Rathher, Coullisse, Salon und Kaiserhof: es ward geschaffen, was unter so üblen Verhältnissen geschaffen werden konnte, die Fassade einer großen Literatur, freilich eine Fassade von zum Theil außerordentlicher Schönheit. Sie haben perlende, zuweilen wundervolle Verse geschrieben, zum ewigen Entzücken der Frischmecker des Wortes die herrlichsten Perioden gethürmt, die Wände des römischen Pantheons mit historischen, in ihrer Art großen Fresken geschmückt. Aber welcher Römer schreibt für sich, wer singt sich selbst seine Lieder? Wer unterliegt dem göttlichen Zwange innersten Rässens? Wen führt der Tummel des Entdeckers auf einsame Wege, fernab von seinem Publikum? Wo ist hier irgend das Maß männlicher Selbstgenugsamkeit, deren Hauch drüben den Großen von Homer bis Plato und darüber hinaus die Segel schwellte? Den Herzschlag lebendiger Persönlichkeit und geschichtlicher Wahrheit vernimmt der Schüler doch fast nur dann, wenn Caesars schmuckloseste Erzählung die Einfachheit jedes großen Menschen und alles großen Handelns widerspiegelt, wenn Cicero, Briefe schreibend, sein Hauskleid in materische Falten zu legen weniger beflissen ist als sonst die Toga, wenn in des Tacitus Geschichtswerk um das bittere Sterben des stolzesten Abels der Welt die Totenklage erhoben wird und die wunde Tuba der römischen Größe den letzten Schrei voll Schmerz um ihre Erschlagenen ausstößt; vielleicht noch, wenn Horaz, ein feines Lüßeln um das kluge Auge, so behaglich daherbummelt durch seine Satiren und Episteln. Sonst ist Alles wie gebunden unter dem Bann der bloßen Form; und diese Form ist eine entlehnte. Eine römische Literaturgeschichte unserer Tage hat kurzweg ausgesprochen, was harte, aber unleugbare Wahrheit ist: daß es eine römische Literatur überhaupt nicht giebt. Was so genannt wird, ist lediglich hellenistische — nicht einmal hellenische — Literatur in römischem Gewand. Der Römer hat in Dichtung und Beredsamkeit nicht eine neue Form gefunden, hat die Philosophie mit keinem neuen Gedanken bereichert und keinem neuen Gefühl das sprachliche Gewand erfunden. Je mehr er literarisch wurde, desto unromischer wurde er. Jeder Schritt vorwärts im Gebiet der Kunst ist

mit Einbuße an nationaler Eigenart erkaufte worden. Dem, der Ohren hat, zu hören, erzählt jeder Pflasterstein der Via Appia mehr von Roms Art und Kraft als Vergils ganze Aeneis. Denn grell schon heute und greller in Zukunft tritt der tiefe Riß in jenem Volksthum hervor, das wie kein zweites in der Welt der That geherrscht und wie kein anderes Herrenvolk in der Welt des Geistes gedient hat. Noch auf lange wird das Schaffen, Kämpfen und Bauen dieses Männervolkes erziehende, kraftstählende Wirkung auf junge Seelen ausüben, wenn der Widerspruch und Widerwille gegen seine Literatur, dies Erzeugniß von Konvention und Nachahmung, über deren meisten Werken der fatale Beigeschmack euphuistischer Beredsamkeit liegt, immer stärker sich erhebt. Schiebt man endlich diese Sprache und Literatur aus der Schule hinaus und richtet von der schwachen Kopie den gesammelten Blick auf das hellenische Urbild, so ist diese Hinwendung zu Hellas nichts als der Abschluß einer langen Entwicklung. Seit fast zweihundert Jahren hat sich deutscher Geist dem hellenischen mit stetem Schritt von Stufe zu Stufe genähert, um nun endlich Auge in Auge vor ihn hinzutreten. In den Tagen Gottscheds empfing man die Gaben Griechenlands wesentlich aus dritter Hand, vermittelt und verummumt durch Römer und Franzosen. Als Vesling den Romanen ausschaltete, blieb noch immer der Römer, anerkannt, an erster Stelle vor dem Hellenen, als Hauptträger antiken Geistes. Ueber die Gleichstellung, die sich weiterhin anbahnte, ist die Wissenschaft, die inzwischen den Primat des Griechenthumes aufrichtete, eben so entschieden hinweggeschritten, wie die Schule mit ihrem Festhalten an der Vorherrschaft des Lateinischen bis heute dahinter zurückblieb. Da doch der antike Stoff quantitativ eingeschränkt werden muß, ist es auch für sie Zeit, sich ganz dem Uiquell antiken Geistes zuzuwenden. Mögen halb jugendlich und halb barbarisch ungelente Jahrhunderte mit Nupen den geschickten Kopisten auf die Finger geschaut haben, wie sie so zierlich nach fremden Vorlagen ihre Verse drehselten und Worte kräuselten —: die besten Tendenzen der Gegenwart rufen zu laut nach echter Kunst, eigenem Wort und ursprünglicher Empfindung. Wenn es gilt, sich fester auf eigenen Grund zu stellen und die — nach deutscher Art — neuerdings ausgenommene Masse fremden Stoffes in autochthone Schöpfungen umzugießen, so wird auch bei diesem Werk der Deutsche keine chinesische Manier gegen Mitwelt und Vorwelt um sich ziehen. Ihm dabei Handreichung zu leisten, ist Niemand mehr berufen als der Hellene; und es hat wahrlich keine Noth, daß dieser Helfer sich noch einmal aus einem Diener in den Herrn wandelt und ihm sein Joch des klassischen Ideals auflegt. Dies klassische Ideal selbst ist verschwunden, was auch hier und da noch fossile Schulmeister predigen mögen; das Dogma vom „klassischen“ Alterthum als einem ewig Mustergiltigen, einer absolut vollendeten Kultur, gehört bereits selbst dem Alterthumsmuseum des deutschen Geistes an. Während aber jenes Ideal zur Rüste gegangen ist, steigt wie ein neues Tagesgestirn über den Fluren hellenischen Geisteslebens der große Begriff eines organischen Volkslebens ohne Gleichen herauf. Wie dies Volk sich selbst gelebt hat und sich ausgelebt hat in Freiheit und Reichthum, sein eigener Schüler, darum Sohn seiner eigenen Natur, nicht Enkel, ist es ein ewiger Mahner zu Selbstständigkeit und Eigenart. So selbstsicher hat nie ein Volk das Heiligthum nationaler Kultur gebaut. Es ist, als wenn noch heute von dem Wiebe-

dieses stolzesten Tempels menschlicher Besitzzung jedem Nahenden entgegen glänze Apollons Spruch: Erkenne Dich selbst, worin liegt: Sei, was Du bist. Es giebt auf der Erde keine Stelle, von wo der rückwärts gewandte Blick einem aufsteigenden Volk reicheren Ertrag und größere Stärkung heimbrächte als von diesem kleinen Land im Süden. Die konkreten Ziele und Ergebnisse griechischer Kultur gehören der Vergangenheit und der Geschichtsbetrachtung an. Von lebendigem Werth sind nicht die Rhythmen ihrer Verse, sondern der große Rhythmus ihres Daseins. Nicht die Formen ihres Kunstschaffens oder die Formeln ihrer Weltbetrachtung, sondern die Kraft und Feinheit ihres künstlerischen Empfindens und die Schärfe und Klarheit des geistigen Blickes, überhaupt nicht die entdeckten Resultate, sondern ihre Entbederkühnheit und -freudigkeit. Davon gilt es, in kommende Generationen einzupflanzen, damit der Deutsche in seiner Art Das wird, was der Hellene in der seinen war. Wenn er in Zukunft das Land der Griechen mit der Seele sucht, wird er nicht in Devotion und in Wehmuth das Haupt beugen vor einer ewig vollendeten, aber auf immer verlorenen Herrlichkeit, sondern frei das Auge erheben zu dem freisten, königlichen Volksthum, um daran sein nationales Gewissen zu schärfen. Unendliche Befruchtungskeime liegen noch unaufgeschlossen in den Geschicken dieses Volkes, das aufstieg zu heroischer Jugendblüthe, niedersank in frühem Tod, wie sein Held, der göttliche Theiessohn. Eindringlich reden seine Fehler: der kraftverzehrende Ueberreichtum seiner Entwicklung und Produktion, dem ein ausreichendes Gegengewicht dumpf beharrender, Kraft ansammelnder Elemente fehlte; der jede nationale Einigung sprengende Freiheitsfanatismus der Stämme und Städte, die zuletzt Staat und Gesellschaft zersetzende Selbstherrlichkeit des Individuums. Wie nöthig ist dem jungen Jahrhundert diese Warnung, nicht alle Hebel und Schrauben eines Volkslebens aufzubrechen, nicht all seine Lebensenergie in Bewegung und Befreiung, rapide Entwicklung und intensive Schaffenskraft umzusetzen!

Lauter sprechen die Vorzüge der Hellenen. Diese Geisteskultur, die zwischen dumpfem Unbewußtsein und überfeinerer Reflexion so unvergleichlich glücklich die Mitte hält — schon die wundervolle Sprache giebt wie kaum eine zweite den Bund von Naivetät und seelischer Feinheit kund —, die harmonische Durchbildung des Einzelnebens und die Allseitigkeit eines Volksdaseins, das fast so gewaltig den Speer der Athene wie volltönend die Lirier jeder Muse meisterte, die Fühlung zwischen Hoch und Niedrig als das Resultat einer unerreicht hohen mittleren Kammerhöhe der Geistesbildung: Dies und Anderes zu gewinnen, mögen selbst dem genialen Volk nur die besonderen geschichtlichen Voraussetzungen seiner Entwicklung erlaubt haben, jener Frühmorgen der Menschheitsgeschichte, die häusliche Abgeschlossenheit eines vergleichsweise isolirten Volkslebens und der tragende Unterbau einer auch rechtlich versklavten Masse. Und doch wird vor der schönen Menschlichkeit dieser Nation immer wieder der tiefste Sehnsuchtslaut echter Menschen und starker Zeiten Kraft und Stimme finden. Vor Allen wird das Volk der Kunst die deutsche Zukunft bereichern können. Wenn es einst gilt, den verheerenden Strom des Materialismus und Merkantilismus, dessen Schlammgewässer noch immer im Steigen sind, durch eine große Renaissance innerlichen Lebens zu dämmen, so wird man auf vielen Wegen die Erde zu dem Wall heranzuführen. Schon scheint die geradeste und breiteste Straße, eine hohe nationale Kunst, im

Ausbau begriffen. Wenn wir einem Zeitalter mehr künstlerischen Gepräges entgegen, so kann die Schule an der Wegbereitung nicht besser theilnehmen als dadurch, daß sie heranwachsende Schauer und Hörer einer Zukunftskunst in die Hallen griechischen Geistes hineinführt, — um sie hindurchzuführen; denn deutsche Kunst wird Gegenstück und Abschluß sein müssen. Wer auf dem Weg von Homer zu Faust, von Plato zu Luther, von Phidias zu Direr sein Auge und Ohr geschärft, das Kunstempfinden entwickelt hat, Der wird durch seine individuelle Erziehung gelernt haben, den Werth ästhetischer Kultur für ein ganzes Volkthum zu schätzen, wird in den Stand gesetzt sein, zu der bescheidenen und doch unentbehrlichen Pflichterfüllung eines kunstempfindlichen Publikums seinen bescheidensten Antheil beizusteuern. Sollte dabei Etwas von fremder Habe und fremdem Gut über die Grenze deutschen Kunstschaffens gebracht werden, so schützt gegen blöde Hellenisterei das recht verstandene Hellenenthum am Besten. Wenn germanischer Tiefinn und deutsche Ewigkeitsempfindung mit hellenischer Formenstrenge und griechischem Stilgefühl, wenn Ueberschwang gothischer Phantasie mit der Reinheit antiken Geschmacks sich paarte, wäre ein Gipfel erreicht. Aber weit über das Gebiet der Kunst hinaus läßt sich für den deutschen Geist, wenn er zu neuem Kampf gegen die fürchtbare Verödung der Gegenwart sich erhebt, kein mächtigerer Helfer werben als der wahlverwandte Hellene.

Gerade die umgekehrte Forderung schallt aus dem sich mehrenden Kreise der Gymnasiallehrer, die schon heute den Verzicht auf eine alte Sprache als unvermeidlich anerkennen; Latein sei beizubehalten oder gar zu verstärken, Griechisch müsse fallen. Eine Schule, die das Admirthum durch die Originalquellen, seine sogenannte Literatur, breit wirken läßt und die die griechische Literatur auf das bescheidene Altentheil von Uebersetzungen beschränkt, versteht nicht nur das natürliche Werthverhältniß der beiden Völker unerträglich ins Gegentheil, sondern schiebt auch bei jedem die unbedeutendere Seite ihres Lebens in den Vordergrund, hält den Schüler bei den sekundären literarischen Emanationen des größten Thatenvolkes fest und stellt von dem reichsten Künstler- und Denker Volk die minder wichtigen Thatfachen seines praktisch-politischen Handelns voran. Das zukünftige Gymnasium würde die Erziehungswerthe ersten Ranges an die zweite Stelle setzen und seine Erleuchtung consequent von der unbelichteten Seite des griechischen und römischen Lebens her holen. Alles wäre auf den Kopf gestellt.

Wohl wird man darauf hinweisen, daß mit dem lateinischen Unterricht mehr aufgegeben wird als nur das alte Rom der Römer. Unentbehrlich scheint in dem Horizont unseres Lebens eine Sprache und Kultur, die in ungeheurer geschichtlicher Auswirkung das große Gelenk der Weltgeschichte geworden ist, die der Schlüssel für die Kunstschrift der romanischen Sprachen, der kostbare Reliquienschatz für die Heiligthümer des Katholizismus ist und für alle Zeit sein wird. Tausendfach ist unsere nationale Entwicklung, sind die internationalen Geistesbeziehungen damit durchwebt und verflochten. . . Doch nichts soll beseitigt werden als der obligatorische Unterricht der Sprache und das unmittelbare Studium der Literatur Roms; nichts weiter. Zwei Zugeständnisse oder Vorbehalte nämlich sind zu machen. Erstens hat das eigentliche Rom — Das heißt: die *virtus romana* und ihr schöpferisches Bauen von Familie, Recht, Staat und Reich — nicht nur dauernde Existenzberechtigung in der Schule, sondern Anspruch

auf breitere Wirksamkeit als bisher. Hier, in einer vorwiegend kulturgeschichtlichen Darstellung, die nur ein oder zwei Stunden mehr in einer Klasse erfordert, findet auch die römische Literatur, in einzelnen Meisterübersetzungen geboten, ihren Platz: eine exotische Blume, deren Formen- und Farbenpracht sich leidlich bei einer Uebertragung konserviren läßt, während der unübertragbare Wabbesduft einer Heimathskunst schon den Originalen fast ganz fehlt. Zweitens mag für die wissenschaftlichen Führer der Nation Latein auf lange hinaus nöthig oder wünschenswerth bleiben. Wer den Gesamtbesitz geistiger Kultur durch eigene Produktion zu mehren oder an seinem Theil durch akademische Lehrthätigkeit zu überliefern hat, Der mag in der Regel — nicht für Jeden und in jeder Disziplin gilt es — die europäische Kulturentwicklung aus den Originalquellen studiren. Anders steht es mit der breiten Masse der akademisch Gebildeten. In der philosophischen Fakultät ist Latein nur für das tiefere Sprach- und Geschichtstudium unentbehrlich; die Jünger der naturwissenschaftlich exakten Fächer und eben so die Mediciner haben weder in allgemein geistiger noch in praktischer Hinsicht größeren Nutzen davon. Bleibt Theologie und Jurisprudenz. Ob der Durchschnittslehrer sich in Zukunft nicht wirklich mit den beiden Muttersprachen der christlichen Religion, Griechisch und Hebräisch, wird begnügen, ob nicht die Richter und Verwaltungsbeamten das Korpus in der Aera des Bürgerlichen Gesetzbuches bloß in der Uebersetzung werden zu lesen brauchen: diese Frage werden Viele übervorsichtig zur Zeit noch nicht zu bejahen wagen. Gewiß bleibt nebenamtlicher Sprachunterricht dann fakultativem Schulunterricht, akademischen Vorbereitungskursen oder privatem Unterricht überlassen. Das ist allzu oft ein halbes oder äußerliches Thun. Aber wenn das Griechische in solcher Weise um nahezu alle Wirkung kommen würde, behält eine kürzere und selbst oberflächliche Beschäftigung einen relativ hohen Werth für die Sprache, die vorweg dem Schüler ihre höchsten Trümpfe ausspielt. Nach Grammatik und Caesar läuft der Lateinunterricht im Ganzen in ein großes Dekretendo aus. Darum wird vielen — nicht den schlechtesten — Lehrern der Verzicht auf den freilich werthvollsten Bestandtheil des Lateinunterrichts, die Elementargrammatik, unmöglich erscheinen. Mir scheint, sie unterschätzen die eigene philologische Tüchtigkeit. Auch aus dem reicheren und plastischeren Stoff der griechischen Sprache werden sie die härtesten Turnapparate zu schnitzen verstehen.

Ein nicht zu unterschätzender Vortheil wäre, wenn Latein viele, die schmerzlose Beseitigung des Realgymnasiums mit seiner geschnittenen Halbnatur und die einfache Zweitheilung der höheren Schule in einen gymnasialen Zweig, der durch Griechisch, und einen realen, der ohne Griechisch erzieht. Das Griechische könnte in die heutige Stellung des Lateinischen nach Klassen und Stundenzahl einrücken. Dinge man in der untersten Klasse an und käme im dritten Jahr zur Anabasis, die, ausgedehnt und frisch vorwärts gelesen, ein gefährlicher Konkurrent für Indiamergeschichten und Räubertomane sein würde, so könnte man unter solchen Voraussetzungen wirklich an der Hand von Wilamowitz's großem Programm über die „Klassiker“, den engen Kreis der Schriftsteller von heute, hinaus in alle Hauptgebiete griechischen Denkens und Dichtens einführen, neben Worten von allerlei Art käme der Naturwissenschaftler, Geograph, Astronom und Arzt, der ästhetische wie der politische Theoretiker zum Wort und würde so ein Ueberblick über den ganzen Reichthum hellenischen Lebens ermöglicht. Dann ist ein centraler

Unterricht, ein Schwerpunkt und organische Einheit diesem neuen Gymnasium gewonnen und damit die erste Voraussetzung erfüllt, um das multum, non multa der neuesten Schulreform aus dem Schattenreich der frommen Wünsche in die Wirklichkeit zu übertragen. Die jetzt für das Griechische verwendeten Stunden — wöchentlich sechs Stunden für sechs Jahrgänge — fielen am Besten ganz oder zum größten Theil aus, würden einfach vom Stundenplan abgesetzt. Es ist Zeit, daß die innere Ueberlastung und ihre Folgen, die Zuchtshausgefühle und Zuchtshauslerfeindseligkeit der Ueberanstrengten gegen die Schule, daß diese schweren Schäden von heute beseitigt oder wesentlich verringert werden.

Also: jeder Blick auf das Verhältniß von Latein und Griechisch, der Blick rückwärts in die deutsche Geistesgeschichte mit ihrer steten Annäherung an die hellenische Welt, der Blick auf die Noth und Bedrängnisse der Gegenwart, endlich der Blick in die Aufgaben der Zukunft —: diese Schlinien laufen sämmtlich in dem einen Augenpunkt zusammen, vereinen sich zu der Forderung, von deren Erfüllung mehr als das Gedeihen der höheren Schule abhängt: ein deutsch-hellenisches, lateinloses Gymnasium zu schaffen. Weit und rauh mag der Weg sein bis zu diesem Ziel, durch Jahre lange ständige Arbeit in Berren und Zeitschriften mag er führen, um eine zweite Philhellenenbewegung fast hundert Jahre nach der ersten zu entsenden. Unterwegs wird an Hohn und Spott zunächst kein Mangel sein. Wird doch jeder neue Gedanke von nicht allzu winziger Kleinheit zur Fastnachtzeit auf Erden geboren, genüßigt, eine gute Weile im bunten Karrenkleid der Utopie herumzuwandern zum Ergötzen der Menge, um, falls er sich durchsetzt, zuletzt im unscheinbaren Alltagsgewand des Allzuvertrauten, Selbstverständlichen an seine Arbeit gehen zu dürfen. Ein Trost, daß so wie heute doch nicht lange weiter „reformirt“ werden kann. 1891 wurden die Lateinstunden vermindert, 1901 vermehrt. Damals das Abschlußexamen in Sekunda eingeführt, heute beseitigt. Jahre hindurch wurde eine Entlastung der überbürdeten Schüler auch offiziell gefordert und zum Schluß die Gesamtstundenzahl jetzt um einige vermehrt. Nach allgemeiner Wehklage über die Buntschichtigkeit und Zersplitterung des Unterrichtsplanes folgt konsequenter Weise die zunächst bescheidene Einfügung einer neuen Sprache. Wahrlich: dieses ganze Hin und Her geht noch über Schternach und seine Prozeßion . . . Nicht bewußter Unfreiheit sind Versammlungen schuldig, die Namen wie Wilamowitz und Darnack neben anderen guten Klanges in sich schließen. Aber ein Druck liegt über Allem, hemmend die Kraft und Kühnheit der Initiative, auch wo sich bereits starke Gedanken der Erneuerung kristallisirt haben mögen. Endlich einmal muß doch die preussische Schulkonferenz, die sich in Zukunft wie bisher in kurzen Zwischenräumen versammeln wird, des sonderbaren Schauspiels, das sie heute giebt, müde werden. Dann wird Wirklichkeit werden, was heute ein Traum scheint: eine Schule, in der die beiden reichsten Volksgemien der Welt verbündet herrschen, und eine Zeit, in der die stolze Fichte des Nordens hinweg über das nun niedrig gehaltene Gestrüpp seelenarmer Sprache und sekundärer Literatur freie Größe austauscht mit Delas' königlicher Palme. Rom aber, das in des Polybios Zeit sich mit blutigem Schwert den Lorber geistiger Weltherrschaft geschnitten, fällt in die Reihe der Weistesmächte zweiten Ranges zurück.

Dr. Max Pomtow.



Italiens rother Sommer.

Noch noch als sonst im Monat der vollen Wehren steht diesmal in Italien der Ackerbau im Vordergrunde des Interesses. Denn der ganze Bauernstand scheint sich in einer Regung humanitären Sozialismus erheben zu wollen. Ein Netz von Bauerngenossenschaften zieht sich heute über ganz Ober- und Mittelitalien. Die einzelnen Genossenschaften haben sich zu provincialen Trugverbänden — *Leghe de resistenza* — vereint und diese Verbände umschlingt wieder ein gemeinsames Band. Der Zweck der Genossenschaften ist die Uebernahme von öffentlichen Arbeiten auf gemeinsame Rechnung, der der Provinzialverbände die Vermittlung zwischen den Centralbehörden und den Genossenschaften. Die alten Konsumgenossenschaften werden von den Erwerbsgenossenschaften verdrängt. Die Schutzbündnisse werden zu Trugbündnissen, deren wirksamste Waffe natürlich der Strike ist. Nur einen davon will ich einstweilen erwähnen. In Fimal Marina haben zehntausend bei der Austrocknung der Sümpfe beschäftigte Tagelöhner die Arbeit niedergelegt, weil sie die Stunde gekommen glauben, bessere Lebensbedingungen durchzusetzen. Fast ausnahmslos haben sich die Bürgermeister und Präfecten der Genossenschaften angenommen und die Forderungen der *Leghe* bei den Grundbesitzern oder Pächtern vertreten. Die Landleute stellten ihr Ultimatum weislich zu einer Zeit, wo sie den Grundbesitzern unentbehrlich waren: als die Palme unter ihrer goldenen Wehrenlast schwankte und der Weinstock die schwere Bürde der saftigen Frucht kaum noch zu tragen vermochte.

Einige Artikel der Satzungen solcher Genossenschaften, die alle nach dem selben Muster zugeschnitten sind, beweisen, daß der Teufel nicht immer so garstig aussieht, wie die Frömmler ihn zu schildern lieben. So lauten einige Paragraphen der scheinbar untergeordneten, thatsächlich aber recht wichtigen Genossenschaft der *Bisfolchi* (Viehhüter). 1. Jeder *Bisfolco*, der Mitglied der Genossenschaft ist, verpflichtet sich, in keinem Fall unter niedrigeren Bedingungen zu arbeiten, als die Satzungen sie angeben. 2. Jedes Mitglied muß die ihm von dem Arbeitgeber zugewiesene Arbeit mit Eifer und Gewissenhaftigkeit ausführen, so daß sie ihm selbst wie der Genossenschaft, der er angehört, zur Ehre gereicht. 5. Der *Bisfolco* hat Anspruch auf sechs Ruhetage im Jahr, ist jedoch verpflichtet, auch an diesen Tagen für das ihm anvertraute Vieh zu sorgen. Außer den sechs Ruhetagen, zu denen auch der erste Mai gehört, werden alle von der katholischen Kirche eingesetzten Feiertage gehalten.

Der Ausgangspunkt der Bewegung ist Mantua, wo die Gegensätze schroffer hervortreten als in anderen Provinzen. Neben den *coloni* organisierten sich dort die *obbligati* und die *giornalieri*. *Coloni* sind Leute, die für einen Antheil an den Bodenerzeugnissen eine kleine Landwirtschaft auf eigene Rechnung betreiben. Die *obbligati* verbinden sich auf eine bestimmte Zeit, die *giornalieri*, wie schon das Wort besagt, nur auf Tage.

Ihre Berechtigung schöpfen die *Leghe* aus dem nur zu oft an den Pranger gestellten Eigennutz der Großgrundbesitzer. So hatten in Trecenta mehrere Hunderte von Arbeitern seit Monaten in musterhafter Ordnung im Strike aus. Trecenta mit seiner Umgegend ist das Hauptquartier der venezianischen Agitationen und gerade hier weigern sich die Pächter besonders hartnäckig, die beschiedenen

Ansprüche der Feldarbeiter zu erfüllen, weil sie selbst allzu sehr unter der Gewinn gier der Besitzer gelitten haben. Der größte Theil des Bodens um Trecenta gehört mehrfachen Millionären. Als das Syndikat zur Austrocknung der Sümpfe gebildet wurde, thaten sich diese Herren nur durch ihre Theilnahmelosigkeit hervor. Ihre ganze Thätigkeit beschränkt sich darauf, jährlich Hunderttausende an Pachtgeldern einzustreichen. Der Senator Graf Veneslav Spalletti, der in und um Trecenta 1400 Hektar vorzüglichsten Bodens besaß, hinterließ ein Vermögen von etwa 15 Millionen Lire. Die lachenden Erben, die ihren dauernden Wohnsitz in Rom haben, entblödeten sich nicht, der Congregazione di Carità von Trecenta die Summe von 300 Lire zuzuwenden, die sie später allerdings unter dem Druck der öffentlichen Meinung auf 1000 Lire erhöhten. Der Tote selbst hatte den Armen von Trecenta nie einen Pfennig zukommen lassen. Die Unterhaltung der Arbeiterhäuser ließ er von zwei Maurergesellen besorgen, die die Arbeit nicht leisten konnten, so daß es überall durchregnete. Wenn die kleinen Pächter, die ihr Stüchken Land meist selbst bestellen, die Pachtsumme nicht pünktlich zahlen konnten, so mußten sie, um der Ermittlung vorzubeugen, sechs Prozent Zinsen entrichten. Im Laufe von zwanzig Jahren hat dieser Philantrop seine Besitzungen in Trecenta ein einziges Mal besucht. Nur natürlich, daß arme Teufel, die solchen Sumpfen in die Krallen gerathen, beim Sozialismus ihre Rettung suchen.

Am Meisten hat sich um das Gedeihen der Veghe am Gestade der Adria Dr. N. Badaloni, ein vom reinsten Idealismus erfüllter und doch praktischer Reformator, verdient gemacht. Als er ohne sein Zutun in die Kammer gewählt wurde, lebte er auf dem nicht billigen Pflaster Roms mit 125 Lire monatlich, da er die andere Hälfte des Gehaltes seinem Vertreter in Trecenta überließ; dort hatte er nämlich das anstrengende, schlecht rentirende Amt eines Armenarztes zu versehen. Sein Erfolg als sozialistischer Agitator scheint ihm leicht zu erklären: „Politik interessirt die Bauern nur insofern, als sie ihnen die Möglichkeit besserer Lebenshaltung bietet. Als ich, einem inneren Drange folgend, die Gründe meines Uebertritts aus dem demokratischen ins sozialistische Lager öffentlich darlegte, stellte sich heraus, daß Bündstoff sich bis zur Entladung angesammelt hatte. Heute sind bei uns 95 Prozent aller Bauern den Veghe beigetreten. Daß die Reichen nicht schuld an ihrem Elend sind, sehen sie vollkommen ein und sie denken nicht an eine Theilung des Bodens. Aber sie meinen: Da die Besitzenden ihre Interessen vertreten, müssen wir Armen das Selbe thun.“ Schon im März 1898 tauchten die Pläne zur Gründung der Trupverbände auf, wurden aber durch die blutigen Mai-Kundgebungen wieder in den Hintergrund gedrängt. Als aus Mantua die Kunde von der neuen Wirksamkeit der Veghe zu uns kam, war es wie eine Erlösung und Alles rief: „Das ist, was wir brauchen!“ Die bisher spärlich besuchten Versammlungen hatten großen Zulauf. Ueber Nacht war die erste Lega entstanden und bald wurden wir von allen benachbarten Ortschaften um Rath und Beistand zur Gründung von Trupverbänden gebeten. Diese Erhebung war kein plötzlicher Ausbruch; man konnte an eine reife Frucht denken, die durch eigenes Gewicht sich vom Zweige löst. Die Strikes verliefen in musterhafter Ordnung. Selbst Richter und Staatsanwälte mußten zugestehen, daß auf dem Lande Diebstähle, Trunkenheit, Schlägereien seit dem Eingreifen der Veghe abnehmen. Die Solidarität hat sich während der Einstellung der

Arbeit in glänzender Weise unter den Bauern bewährt. Die letzte Hand voll Mehl theilte der Strikende brüderlich mit seinem Nächsten.*

Die Zulage von 20 Centesimi pro Tag — Das ist die Summe, die die Veghe im Durchschnitt für ihre Mitglieder erkämpft haben — ist ja an und für sich gering, immerhin aber macht sie ein Viertel der ganzen Einnahme aus. Denn bei einem Lohn von 80 Centesimi mit durchschnittlich 220 Arbeitstagen verdient der italienische Tagelöhner bei elfstündiger Arbeitszeit im Jahr etwa 163,60 Lire. Die guten Seelen haben sich von je her mit rosigem Hoffnungen getrübt. So hoffen sie auch jetzt, die bösen Grundbesitzer würden die Pächter künftig nicht mehr so drücken, die Pächter wieder an sie geringere Ansprüche stellen, bessere Kulturmethoden die Ertragsfähigkeit des Bodens steigern, freie Wohnung gewährt oder wenigstens die Miete herabgesetzt werden. Namentlich aber hoffen sie, daß man ihnen ein Stückchen bei der Arbeiterwohnung gelegenen Ackerlandes zur ausschließlich eigenen Bebauung überlassen werde. Graf Papadopoli, eine rühmliche Ausnahme unter den ausbeutenden Magnaten Venetiens — Giolitti hat ihn deshalb in der Kammer gelobt — hat auf seinen ausgedehnten Besitzungen dieses System Guyot mit bestem Erfolg erprobt.

Selbst der konservative Sonnino mußte zugeben, daß die Verbände bei dem Eigennutz der Grundbesitzer nöthig waren, daß ein großer Theil der Arbeiterforderungen berechtigt sei und er eigentlich nur protestire, weil die Regierung ruhig zusehe, wie das System des Einzelvertrages durch den Kollektivvertrag verdrängt werde, sie also selbst das Lebensrecht des Privateigenthumes schmälere. Giolitti hatte schon im Senat ungewidertig gesagt, die Regierung werde nicht gegen die Veghe vorgehen, so lange sie in den Grenzen der Gesetzmäßigkeit verharren. „Die friedliche Erhebung der Landarbeiter“, sagte er, „ist ein Verhängniß, dem keine menschliche Macht vorbeugen konnte. Die Grobhartigkeit der diesjährigen Bewegung kann kein Wahrhaftiger leugnen. Im vorigen Monat gab es 511 Strikes, an denen sich 600 000 Arbeiter theilnahmen. Diese Bewegung erreichte eine Erhöhung des Jahreslohns um 48 Millionen. Ausschweifende Forderungen sind nicht zu befürchten, da die besseren Lebensbedingungen die Neigung zum Strike erheblich herabmindern. Daß die Leitung in den Händen der Sozialisten ruht, ist wohl nur natürlich.“

„Das Recht auf den Strike, auf die Koalition, ist die letzte, wichtigste Waffe der Arbeiter“, sagte in der selben Sitzung der greise Ministerpräsident Zanardelli; „ich kann unmöglich am Ende meiner Lebenstage der Freiheit untreu werden, nur um mich von der äußersten Linken zu trennen.“ Und die Kammermehrheit stimmte ihm zu. Seit dem Sturz des reaktionären Ministeriums Pelloux bekannte die aus den Herbstwahlen des Jahres 1900 hervorgegangene Kammer damit zum ersten Mal Farbe. Dem Ministerium Zanardelli-Giolitti gebührt für seine Sozialpolitik Lob. Und fast sieht es aus, als sollten für Italien nun bessere Tage anbrechen. Auch die Hyperkonservativen müssen nachgerade eingestehen, daß die sozialistische Partei, als sie sich der verzweifelnden Bauern und Landarbeiter annahm, sich um das arme Land ein Verdienst erwarb. Die Landbevölkerung ist erwacht, die Klassen haben sich zu ehelichen, unblutigem Kampf geschieden, das Ministerium sieht mit wohlwollender Neutralität auf das Streben der allzu lange Unterdrückten und manches Wort des jungen Königs

konnte wie eine lichte Hoffnung begrüßt werden. Der sozialistische Abgeordnete Enrico Ferri rief in der Schlußsitzung der Kammer: „Viktor Emanuel steht, wie sein Großvater im Jahre 1848, an einem wichtigen Wendepunkt. Er hat zwischen Reaktion und Freiheit zu wählen.“ Giolittis fast herausforderndes Auftreten wäre kaum denkbar, wenn er nicht an dem König einen festen Rückhalt hätte. Die in der italienischen Presse verbreiteten Äußerungen über den Monarchen stammen vielleicht von ihm; über Viktor Emanuel wird da gesagt: „Seine Bildung ist umfassend und gründlich. Er thut nicht, als sei er allwissend; in politischen und parlamentarischen Dingen aber weiß er mindestens eben so gut Bescheid wie Jeder von uns. Er hat seinen eigenen Kopf und weiß genau, was er will. Er ist fest entschlossen, selbst Männern der entschiedensten Opposition die Gelegenheit zu geben, ihre Reformpläne zu verwirklichen, so weit diese Pläne dem monarchischen Gedanken nicht feindlich sind.“

Ernesto Bagliardi.



Selbstanzeigen.

Mann und Frau. Die wirtschaftlichen Beziehungen der Geschlechter als Hauptfaktor der sozialen Entwicklung. Von Charlotte Perkins-Stetson. Deutsch von Marie Stritt. Verlag von Heinrich Minden, Dresden und Leipzig. Preis 3 Mark.

Jeder, der ein neues Buch über ein vielbesprochenes Thema, über eine brennende Tagesfrage schreibt, thut es in der Ueberzeugung, damit einem dringenden Bedürfnis abzuhelfen, ein letztes, entscheidendes Wort gesprochen, die rechte Antwort auf diese Frage gefunden zu haben. Und der Uebersetzer handelt aus den selben Motiven, in der selben Ueberzeugung, wenn er Gedanken, denen ein Anderer glücklichen Ausdruck gab, die aber auch seine Seele unaufhörlich bewegten, seinen Volksgenossen übermittelt. Ueberall spricht man heute über die Frauenfrage. Sein Wunder, daß sich auf diesem Gebiet wie auf keinem anderen neben Volkwerthigem, Grundlegendem, der Dilettantismus breit macht, ein Dilettantismus, der vielleicht hier und da ein wissenschaftliches Mäntelchen umhat, der vielleicht auch ein einzelnes Gebiet der Frauenfrage mit Sach- und Fachkenntniß, aber ohne Berücksichtigung ihres innigen Zusammenhanges mit allen Kulturfragen und ohne Ahnung ihrer weltumfassenden Bedeutung behandelt und darum trotz Alledem Dilettantismus bleibt. Wie eine Erlösung aus ödem Wissensqualm, in dem man den Wald vor lauter Bäumen nicht sehen kann, erschien der Uebersetzerin das Buch der geistvollen Amerikanerin, das mit einer seltenen Klarheit, Gründlichkeit und Objektivität die wirtschaftlichen Beziehungen der Geschlechter als Hauptfaktor unserer ganzen sozialen Entwicklung und als den Kernpunkt der Frauenfrage enthüllt. Mit unerbitterlicher Folgerichtigkeit weist die Verfasserin aus der Thatsache, daß „die Menschen die einzige thierische Spezies sind, in der das Weib in Bezug auf seine Ernährung auf den Mann angewiesen ist, die einzige, in der daher die geschlechtlichen Beziehungen zugleich

ökonomische Beziehungen bedeuten“, nach, daß diese Kombination der wirtschaftlichen mit den Geschlechtsinteressen der Frau die Mutter der Menschheit und dadurch die Menschheit selbst übermäßig und krankhaft geschlechtlich belastet hat und so die Ursache nicht nur der bisherigen wirtschaftlichen, geistigen und moralischen Unterordnung der Frau, sondern aller sozialen und moralischen Uebel von je her gewesen ist. Und eben so weist sie nach, daß die durch die wirtschaftlichen und geistigen Umwälzungen unserer Zeit nothwendig gewordene wirtschaftliche Befreiung der Frau nicht nur ihre Erhebung zum Vollmenschentum, sondern die Erhebung der ganzen Menschheit zu einer höheren, reineren, besseren Kultur bedeutet. Das Werk giebt die Quintessenz der Frauenfrage in gedrängter, objektiver, übersichtlicher Darstellung wieder, zeigt alte und neue Wege, die nächsten und fernsten Ziele und zieht die letzten Konsequenzen, die heute noch Wenigen erwünscht sein, den Meisten bedauerlich, aber allen Denkenden unausbleiblich und selbstverständlich erscheinen werden.

Dresden.

Marie Stritt.



Ostern. Ein Passionspiel von August Strindberg. Dresden, bei Pierfon.

Das Neue an diesem neuesten Drama August Strindbergs ist dessen Hauptfigur: die transzendente Mädchengestalt der Leonore. Aus der Naturwissenschaft des neunzehnten Jahrhunderts hat Strindberg den Uebergang gefunden zu der Religion des zwanzigsten Jahrhunderts: auf der Grenzseide die'er beiden Welten steht seine Leonore. „Ja, ich fühle bereits, daß es sich draußen zu schönem Wetter aufgeklärt hat, daß der Schnee schmilzt . . . es riecht nach geschmolzenem Schnee bereits hier drinnen . . . und morgen schlagen an der Südwand die Beißchen aus! Die Wolken haben sich gehoben . . . Geh und zieh die Gardinen fort, Benjamin; ich will, daß Gott uns sieht!“

Emil Schering.



Wilhelm Wundt. Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag. Preis 2 Mark.

Wilhelm Wundt ist heute wohl nicht nur bei den Fachgelehrten, sondern auch in den weitesten Kreisen des gebildeten Publikums als Begründer einer neuen psychologischen Forschungsmethode und als einer der ersten philosophischen Denker unserer Zeit dem Namen nach bekannt. Die Zahl derjenigen Gebildeten, die jemals eins seiner Werke selbst gelesen haben, dürfte dagegen sehr gering sein, denn dazu gehören mannichfache Vorkenntnisse und ein eindringendes Studium. Die Idee, in Frommanns beliebte Sammlung der Klassiker der Philosophie auch ein Bändchen über Wundt einzureihen, entsprach daher gewiß den Wünschen vieler, wenn auch das Lebenswerk des uermüdehlich thätigen Forschers noch keineswegs abgeschlossen ist. Für die besondere Art der Ausführung war freilich gerade dieser Umstand in mehrfacher Hinsicht von entscheidender Bedeutung. Der biographische Gesichtspunkt mußte von vorn herein ganz außer Betracht bleiben und auch bei der Besprechung der wissenschaftlichen Leistungen des Philosophen konnte von einer eigentlichen Kritik kaum die Rede sein, denn die sichereren Grundlagen für eine solche ergeben sich immer erst durch den Fortgang der

Wissenschaft selbst. So hat sich der Verfasser darauf beschränkt, aus der Fülle des Stoffes, der in den zahlreichen und umfangreichen Schriften Wundts niedergelegt ist, das Wesentliche herauszuheben und in systematischem Zusammenhang vorzuführen, wobei auf andere philosophische Bestrebungen der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit insoweit Bezug genommen wurde, wie es zum Verständniß des Eigenthümlichen der Philosophie Wundts nöthig schien.

Sondershausen.

Professor Dr. G. König.



Aus Gründen und Abgründen. Seemanns Nachfolger, Leipzig.

Mein erstes Buch bringt „Skizzen aus dem Alltag und von drüben.“ Es ist selten genug, daß Einer mit Skizzen und nicht mit Lyrik beginnt. Aber ich habe auch einen Band Lyrik im Schreibtisch liegen. Nur ein gewisses Mißtrauen gegen mich selbst hat mich bis jetzt zurückgehalten. Es ist Lyrik, zu der mir Holz seine neue Form geliebt hat. Und mein Mißtrauen richtet sich nun nicht gegen das Unterliegen der holzischen Reformgedanken, das ich — nebenbei gesagt — gar nicht befürchte, sondern gegen mich selbst und mich allein. Es ist das Mißtrauen, daß in den Oberdönen meiner Lyrik zu viel „Phantasia“ mitschwingen könnte. Ich will abwarten, bis ich in die richtige Entfernung zur gesunden Perspektive ohne Verkürzungen und Ueberschneidungen komme. Darum habe ich nicht mit Lyrik begonnen. Mein Buch hat einen seltsamen Titel. Ich habe keinen besseren gefunden. Was mir eigentlich am Herzen liegt, sind nicht die Skizzen aus dem Alltag, sondern die „von drüben“. Warum ich die Skizzen aus dem Alltag schrieb? Um Uebergänge zu finden. Um Disharmonien zu haben, die ich auflösen kann. Um die reale Basis zu zeigen, von der ich ausgehe, auf der ich stehe und die mich trotzdem aufdecken und hinter die Falten jenes geheimnißvollen Vorhanges blicken läßt, der das „Drüben“ vom Alltag scheidet. Wie das „Drüben“ in unseren Tag hineinspielt, zeigt sich nicht in Spurenscheinungen, sondern in dunklen Vorgängen unserer Psyche, für die wir nirgends bekannte Beispiele finden und vor deren Gräßlichkeiten wir erschauernd verstummen. Oder gerade in jenen unheimlichen Parallelen, die uns ein Ton, ein Wort, ein Lichteindruck mit Gewalt aufdrängt. Hast Du Das gelebt oder geträumt — so, genau so war es schon einmal —, hast Du es hier erfahren oder als Erinnerung von drüben mitgebracht? fragen wir uns zitternd. Und gerade dieses Zittern beweist uns, in welche Abgründe unsere Seele in solchen Augenblicken sieht. Aus diesen Abgründen steigen Gestalten auf, verdichtete Töne, Worte, Lichteindrücke, Gerüche, sie bewegen sich und handeln, nicht wie Menschen, aber wie sichtbare, fühlbare Wesen; sie ringen mit uns und würgen uns. Ich will nicht jene Kunst lehren, die uns vor solchen Blicken in die Abgründe saßt — der Mühe-Eifer, irgend welchen Steigfrieden das Furchten beibringen zu wollen, liegt mir fern —, ich will nur jene schlummernden Gewalten in uns zeigen, auf ihre Kennerungen mit dem Finger hindeuten. Abfinden möge sich Jeder von uns selbst mit ihnen. Ich will zeigen, daß diese Mächte da sind, daß sie nicht nur im Pathologischen liegen, sondern in den Gesundesten von uns wohnen. Und zum Zeichen meiner Gesundheit habe ich die Skizzen aus dem Alltag geschrieben. Wohin man mich einweihen wird, weiß ich nicht.

Ist mir auch vollständig einerlei. Man wird sicher von E. Th. A. Hoffmann und Edgar Poe sprechen. Man vergesse aber nicht: Hoffmann hat die Gewalten einer Leberwelt oder Nebenwelt (um das arg mißhandelte Leber einmal zu entlasten) genommen und verkörpert in die Dinge und Wesen um uns gestellt. Da beginnen sie ihr gespenstisches Treiben und damit nun allerdings die Einwirkung auf seine Alltagsmenschen und deren Seelenvorgänge. Ich sehe keine Gewalt denn mein Ich, sehe keine Wirkungen als aus mir. Wahnvorstellungen oder Erleuchtungen können nur aus mir kommen. Meine Gespenster sind meine Nerven. Oft wird mir das Spiel meiner eigenen Geister so stark und selbständig, daß ich es vollständig von seinem Träger trennen kann. Es ist dann wie Blütenstaub, der in der Luft unhergewirbelt wird und der doch nicht vergessen läßt, daß er den Staubfäden irgend einer in der Realität vorhandenen Blüthe entstammt. . . Und Poe! Hier entstehen die äußeren Vorgänge in den hervorragendsten seiner genialen Schöpfungen wirklich aus der Seele seiner Menschen. Ich nenne die das schlechte Gewissen in seiner grauenhaftesten Gestalt symbolisierende „Rage“. Aber Poe empfindet diese Vorgänge niemals als Realitäten. Ihm sind sie nur Schöpfungen seiner krankhaften Phantasie. Er weiß nicht, ob diese Erscheinungen auch bei Anderen auftreten. Er hält sich für krankhaft, für abnorm und zugleich für interessant genug, um die Symbole seiner Abnormitäten in seiner Kunst den Anderen zu zeigen. Wir sind meine Skizzen aus dem Alltag und die „von drüben“ Realitäten, und zwar allgemeine Realitäten. In beiden Reichern, die zusammen, untrennbar, trotz dem geheimnißvollen Vorhang zwischen ihnen, das Leben bilden, giebt es nur ein Geschehen nach Geschehen. Die des Alltags werden wir wohl erforschen können. Die des anderen Reiches sind nicht an chemische oder mechanische Veränderungen der Gehirnzellen gebunden. Gesetze sind auch hier. Aber zu ihrem letzten Grunde werden wir wohl, trotz Fechner und Wundt und der modernen Psychophysik, niemals vorzudringen vermögen.

Brünn.

Dr. Karl Hans Strobl.



Preußen in Sachsen.

Der Leipziger Banktrach hat in Sachsen Folgen gehabt, die man sich noch vor acht Tagen nicht träumen ließ. Viel schärfer als der Zaumer um das verlorene Geld und um all das Unglück, das der Fall des angesehenen Instituts nach sich ziehen wird, tritt der Unmuth darüber hervor, daß auf den Trümmern der Leipziger Bank die Deutsche Bank ihr allzeit siegreiches Panier aufpflanzt. Die Deutsche Bank kommt aus Berlin. Das schon würde genügen, um die sächsischen Philister mit Mißbehagen zu erfüllen. Dieses Mißbehagen wird aber dadurch noch größer, daß mit der Deutschen Bank in die sächsische Handelsstadt ein Element einzieht, das man dort nicht gern sieht. Die Bank heißt nicht nur zum Unterschied von anderen Banken die Deutsche, sondern bietet thatsächlich in gewissem Sinn eine

Verkörperung des wirtschaftlichen Einheitgedankens, der politisch durch das Deutsche Reich repräsentiert wird. Sie ist in der Zeit der Zwangsgeburt des Reiches ins Leben getreten und mit dem Reich groß geworden. Natürlich liegt mir nichts ferner als der Glaube, den Gründern der Deutschen Bank habe ein hohes allgemeines Ideal vorgelebt; sie handelten lediglich aus geschäftlichem Interesse. Aber auch in diesem Falle, wie so oft, förderte der private Egoismus, ohne dieses Ziel vor Augen zu haben, das allgemeine Wohl.

Der in der Deutschen Bank verkörperte Reichskapitalismus ist also durch ihren Einzug in Leipzig plötzlich zu dem sächsischen Finanzpartikularismus im Gegensatz getreten. Dieser sächsische Partikularismus gehört zu den unangenehmsten Erscheinungen im Deutschen Reich. Man darf die Bedeutung des Partikularismus nicht überall als gleich betrachten. Die süddeutsche Eigenbrüderlei hat, obwohl auch sie im Gegensatz zum Reichsgedanken steht, doch eine ganze Menge sympathischer Züge, da gewisse freiheitliche Regungen der individualisirenden Volksseele sich in ihr offenbaren. Wir Preußen namentlich fühlen instinktiv, daß der süddeutsche Freiheitsdrang sogar bei uns das allzu forsche Streben der Dunkelmänner, namentlich aber die Eigenmächtigkeit der herrschenden Bureaukraten immerhin hemmt. Das trifft nicht nur für rein politische und allgemein wirtschaftliche Fragen zu: auch in Sachen der Bürgengesetzgebung blicken wir stets hoffnungsvoll auf die süddeutschen Bundesrathsvorsteher. Ganz anders aber ist es um den sächsischen Partikularismus bestellt. In Sachsen ist die Reaktion fast noch stärker als in Preußen. Dort sind die partikularistischen Anschauungen nicht freiheitlich gefärbt; ihre Schutztruppe bilden vielmehr jene sächsischen Industriearbete und Großbankiers, die den Doh der bedrückten Mittelschichten von sich auf Preußen und Juden abzulenken verstanden haben. Woher der Wind weht, sieht man nur zu deutlich, wenn man einen Blick in die antisemitischen Tagesblätter wirft. Da wird jetzt einstimmig das selbe Lied gesungen: die Leipziger Bank ist von den Juden ruiniert worden. In der Verwaltung sah nun aber merkwürdiger Weise kein einziger Jude. Auch die Verwaltung der Trebergesellschaft ist absolut rassenrein. Thut nichts: der Jude wird verbrannt. Und eine ganz besonders schwere Strafe hat er nach der Reinigung aller biederen Sachsen noch gerade deshalb verdient, weil er aus Berlin stammt. Mit bedächtiger Schnelle hat sich in den sächsischen Köpfen die Ansicht festgesetzt, daß der Siegeszug der Deutschen Bank nach Leipzig von langer Hand vorbereitet war und daß man zu diesem Zweck kein Mittel gescheut hat, die Leipziger Bank in die Luft zu sprengen. Fast die gesammte leipziger Presse, mit Ausnahme des sozialdemokratischen und eines unparteiischen Blattes, benützt die Gelegenheit, um in den höchsten Tönen lokalpatriotischer Phrasen zu schwelgen. Die Frage ist hier: cui bono? Die Antwort darauf ist nicht schwer zu finden. Ein starkes Interesse daran, von dem wirklichen Stande der Dinge die allgemeine Aufmerksamkeit abzulenken, haben, bei Nicht besehen, eigentlich nur die Mitglieder des Aufsichtsrathes der Leipziger Bank, die ihre Pflichten gräßlich verletzt haben. Diese Leute gehören zu den reichsten leipziger Familien und haben vor Allem einen Ausschlag gebenden Einfluß in der leipziger Stadtverwaltung, so daß man nicht staunen darf, wenn in dieser Körperschaft der Gedanke erörtert wird, mit den Mitteln der Stadt das Institut zu rekonstruieren. Die Idee wäre in jedem Fall ungeheuerlich, denn ihre Durchführung würde einen

dreisten Mißbrauch des städtischen Steuerjäckels bedeuten. Aber davon abgesehen, wäre sie im vorliegenden Fall um so schwerer zu verurtheilen, als dadurch die an dem Zusammenbruch Schuldigen der Verantwortung entzogen würden. Daß ein solcher Plan überhaupt ernstlich erwogen werden konnte, zeigt, welchen Einfluß das städtische Patriziethum in Sachsen noch auszuüben vermag. Wenn die Sachsen wirklich so „helle“ wären, wie sie sich einbilden, so müßten sie gerade aus dem Krach der Leipziger Bank mit voller Deutlichkeit erkennen, wie völlig irrefeleitet sie bis jetzt waren und ein wie schwerer Schaden für das Land gerade die in geschäftlichen Dingen hervortretende partikularistische Abgeschlossenheit war. Es ist gleich nach dem Zusammenbruch der Leipziger Bank in berliner Blättern hervorgehoben worden, daß die Hypertrophie dieses Institutes in dem eingetretenen Umfang unmöglich gewesen wäre ohne die chinesische Mauer, mit der sie der Dunkel der sächsischen Geschäftsleute umgeben hatte. Ich möchte dieser Behauptung in ihrem vollen Umfange nicht zustimmen, gebe aber Denen Recht, die meinen, daß man ein Institut nirgends so aufmerksam zu kontrolliren vermag wie in Berlin, wo die Fäden des gesamten deutschen Finanzwesens zusammenlaufen. Hier kann man die Acceptverpflichtungen übersehen. Hier tauscht der Eine mit dem Anderen seine Meinung aus; und schließlich ist die Börse immer noch das beste Auskunftsbureau, das wir haben. Die Leipziger Bank aber trieb nur Inzucht mit anderen sächsischen Instituten. Sie diskontirte allenfalls wohl auch bei der Reichsbank. Aber das Schwergewicht ihres Kredites ruhte auf der Unterstützung durch die Leiter der Sächsischen Bank und, eigenthümlicher Weise, der sächsischen Lotteriedirektion. Dazu kam dann noch, daß ihr aus der Verwaltung der Vermögen einzelner thüringischen Potentaten und ihres Anhangs reiche Gelder zuflöhen; nur dadurch wird verständlich, daß man auf die Wechselverei zwischen der Trebergesellschaft und der Leipziger Bank nicht viel früher aufmerksam geworden ist. Die Leipziger sollten daher eigentlich froh sein, daß für sie das Unglück wenigstens eine glückliche Seite hat: es sichert ihnen die Verschärfung der öffentlichen Kontrolle über die Wirksamkeit ihrer Bankwelt.

Eine andere Frage ist aber die: Was veranlaßte denn die Deutsche Bank, nach Sachsen zu gehen? Der Plan dazu datirt nicht erst von heute und gestern; die Deutsche Bank geht vielmehr schon seit lange mit der Absicht um, auch in Leipzig eine Filiale zu errichten. Sie war in Sachsen bisher nur in Dresden vertreten, aber auch da nur durch eine ihren Verhältnissen nicht recht angepaßte Depositenkasse. Gerade auf Leipzig war deshalb schon längere Zeit ihr Blick gerichtet, ohne daß der Plan zur Ausführung gelangen konnte. Und zwar aus verschiedenen Gründen. Zunächst gab man vor, keine passende Persönlichkeit zu finden. Das mochte ja auch in der That der Fall gewesen sein, besonders da das angesehenste leipziger Institut, die Allgemeine Deutsche Kreditanstalt, aufs Engste mit der Diskontogesellschaft verketet ist. In früheren Jahren mag die Deutsche Bank wohl daran gedacht haben, die Leipziger Bank sich anzugliedern. Aber der Mangel an einer geeigneten Persönlichkeit war so schlimm doch wohl nicht. Viel mehr fiel die Abgeschlossenheit der sächsischen Geschäftskreise ins Gewicht. Eigentlich nur ein Institut in Berlin protegirte diese Kreise: die Dresdener Bank, die von je her geschickt verstanden hat, mit den geeignetsten Mitteln ihre sächsische Herkunft auszuspielen. Sie fühlte, daß die Wurzeln ihrer Kraft in ihrem Geburtsort stecken, und

sie nahm darauf gebührende Rücksicht. Zwischen der Deutschen und der Dresdener Bank besteht deshalb auch schon seit Jahren ein heimlicher Krieg hinter den Coullissen.

Allgemein war das Staunen, als die letzte Emission der sächsischen Rente in Folge ihres billigeren Angebotes der Deutschen Bank zufiel. Dadurch wurde die ursprüngliche Sachsengruppe unter Führung der Dresdener Bank und Bleichrobers aus ihrer Monopolstellung verdrängt. Man schrieb Das damals dem Umstand zu, daß die Deutsche Bank von einem gewissen Großmachtdünkel befallen sein sollte, seit sie der Bankier des Deutschen Reiches geworden war. Daß thatsächlich manchmal ein gewisser Größenwahn durch die Direktionbureauz der Deutschen Bank spukt, will ich nicht bestreiten. Im Gegentheil. Er treibt gerade dort recht absonderliche Blüthen. Aber gerade die Uebernahme der sächsischen Rente gehört nicht zu ihnen; sie stellt sich dem rückwärts gerichteten Blick keineswegs als eine Laune des Moments, sondern als ein geschickter, klug berechneter Schachzug dar. Es war gewissermaßen eine Kriegserklärung an die Dresdener Bank. Daß inzwischen hinter den Coullissen dieser Krieg weitergeführt worden ist, muß Jeder merken, der in dem jetzt veröffentlichten Bericht der anatolischen Bahnen die Nachricht liest: der Direktor der Dresdener Bank, Herr Konsul Guttmann, ist bereits am ersten März aus dem Aufsichtsrath geschieden und die Bank hat bisher noch keinen Ersatzmann für ihn gestellt. Nun kam der Fall der Leipziger Bank, der selbstverständlich von der berliner Bankwelt nicht im Geringsten geahnt, viel weniger geplant gewesen ist, und damit eröffnete sich der Deutschen Bank plötzlich die Aussicht auf einen großen Kundenzufluß; denn ihre Leiter durften sich mit Recht sagen, daß in solchen Zeiten der Kapitalist seine Depots dahin giebt, wo sie am Sichersten sind, nicht aber dahin, wo Unrechlichkeiten durch nationale Phrasen gedeckt werden. Trotzdem hätten die Leiter der Deutschen Bank die Anfehlung in Leipzig vielleicht noch immer nicht gemacht, wenn man hätte annehmen dürfen, die Dresdener Bank könne in die Bresche springen; denn vermuthlich hätten die Leipziger diesem Institut den Vorzug gegeben. Aber wie Jeder, der nicht mit Blindheit geschlagen ist, hat auch die Direktion der Deutschen Bank aus der letzten Bilanz der Dresdener Bank ersehen, wie wenig geeignet gerade diese Bank zu jeglicher Hilfsaktion war. Namentlich haben große Acceptverpflichtungen die Dresdener Bank so festgelegt, daß sie in diesen kritischen Zeiten ihre ganzes Augenmerk darauf richten muß, sich selbst zu halten. Wie richtig solche Kalkulationen waren, bewies ja am Schlagendsten der run auf die Dresdener Bank, der nach dem Sturz in Leipzig stattfand, so daß die Bank Millionen von Berlin nach Dresden schicken mußte, um ihre Depositäre zu befriedigen. Nun erwies sich für die Deutsche Bank als großes Glück, daß sie gerade in Sachsen in verhältnißmäßig sehr geringem Maße engagirt war. So zog sie denn als Triumphator in das bis dahin so spröde Leipzig ein und ihre Direktoren umgaben sich stink mit der Moriole rettender Engel. Freilich waren diese rettenden Engel vom Egoismus nicht frei, denn zur Reise nach Leipzig bewog sie schließlich doch auch nur die Furcht vor einem allgemeinen Zusammenbruch. Ob sie den zu hindern vermögen, ist aber eine offene Frage.

Notizbuch.

Allerliebst ist und bleibt die Mitternachtspsychologie unserer Zeitungsmacher. Fürst Chlodwig zu Hohenlohe, der die Umsturzvorlage und die Justizhausvorlage, das Börsegesetz und die Waarenhaussteuer vertreten hat, ohne auch nur einen Augenblick an die Heilkraft dieser legislativen Verjuche zu glauben, wird als eine vornehme, wahrhaft adelige Natur für das Paradebett ausgeputzt. Herr von Miquel aber soll, weil er — angeblich — wider seine innerste Ueberzeugung für die Kanalvorlage gesprochen hat, ein schwarzes Schesusal sein. Sehr nett; aber es kam in der selben Woche noch netter. Miquel, so lasen wir, war ein engherziger Fiskalist, der Tag und Nacht nur sann, wie er den armen Steuerzahlern möglichst viel Geld abpressen und den so schmählich gewonnenen Schatz zu einem Preußenhort häufen könne. Ein moderner Mensch aber und Altdeutschland ein Wohlthäter ist Herr von Thielen; denn er hat, als er den lästigen Kontrolleur endlich los war, eine von humanstem und modernstem Empfinden zeugende Verfügung erlassen. Der Leser, in dessen Ohr solche Fanfare tönt, horcht auf. Hat der Eisenbahnminister etwa dafür gesorgt, daß in seinem Ressort künftig die Beamten besser bezahlt werden, am Ende gar so gut, daß sie ihre Familien leidlich ernähren können? Oder hat er sich zu dem Geständniß entschlossen, daß die offenbarte Katastrophe durch die Gasbeleuchtung herbeigeführt war, und will er sich energisch bemühen, seinem Betrieb bald die Wohlthat elektrischen Lichtes zu sichern? Ach wein: er hat nur die Geltungsdauer der Retourbillets verlängert. Die gelten nun auf fast allen deutschen Staatsbahnen — denn die meisten Bundesstaaten mußten, oft der Noth mehr als eigenem Triebe gehorchend, dem großmüthigen Beispiel der Preußen folgen — fünfundvierzig Tage. Das scheint eine ungeheure Erregungenschaft, für die wir dem edlen Herrn von Thielen aus des Herzens Tiefe Dank spenden müssen. In den Parlamenten wird der gute Herr Rikert schon ausgelacht, wenn er in stammelnder Ergriffenheit anhebt: „Ich danke dem Herrn Minister . . .“ In der Presse aber darf man noch immer ungestraft einen Hymnus anstimmen, weil eine Excellenz endlich gethan hat, was sie zu thun längst verpflichtet war. Nach ein paar Jahren erst wird sich zeigen, wie die neue Maßregel auf die preussischen Finanzen wirkt, deren wichtigsten Fonds ja die Eisenbahnüberschüsse liefern; unsinnig aber ist die Behauptung, sie gehöre zu den „Reformen“, die Miquels böser Sinn verhindert habe. Und ganz albern ist der Versuch, diese kleine Verkehrs erleichterung als eine Heldenthat hinzustellen und sich zu geben, als sei das Ressort des Herrn von Thielen nun nicht mehr das rückständigste in den Grenzen des Preußenstaates. Auch jetzt noch bleibt die traurige Thatfache bestehen, daß man in Rußland billiger als in Preußen fährt; und auch jetzt noch muß das Ziel der Wünsche sein: nicht längere Geltungsdauer, sondern Beseitigung der Retourbillets. Eine Eisenbahnfahrt ist heutzutage kein Ereigniß mehr. Statt den Kunden zuzumuthen, sechs Wochen lang ein Stückchen Pappe in der Tasche zu tragen, sollte man ihnen die Möglichkeit geben, sich für ein paar tausend Kilometer Fahrpreise zu kaufen, die sie dann nach beliebigen Richtungen und zu beliebiger Zeit benutzen können. Nichts Kombiniertes und erst recht nichts Kombiniertes mehr; keine Sommerkarten, keine Rundreise- oder Retourbillets. Das wäre wenigstens eine „Reform“. Und ihre Durchführung wäre eben so einfach wie die Lösung des Räthfels, warum in der Presse immer die Hohenlohe und Thielen ge-

prießen, die Riquel verdammte werden. Ein kluger Minister, der sein Fach versteht, sollte an jedem Morgen bedenken, daß es für ihn keine wichtigere Sorge giebt als die, für seiner Ueberlegenheit Sünde Verzeihung zu finden.



Als ich diesen Satz geschrieben hatte, las ich in einem berliner Blatt, die That des Herrn von Thielen sei „ein Markstein in Preußens Verkehrsgeichte“. Wieder einer; und wieder eine „rettende That“, die ein Markstein ist, ganz wie zur Zeit weiland des Handelsvertragsgrafen. Man weiß nicht: soll man mehr den Stil oder die Gesinnung loben? Doch wohl die Gesinnung. Uebrigens geht das Geschäft in Marksteinen gut. Neulich kam der Kronprinz von Bonn nach Düsseldorf, um den Prinzen von Homburg auf den Brettern zu sehen, — und siehe da: durch das Erscheinen des jungen Herrn wurde die Vorstellung zum „Markstein in der Geschichte der deutschen Kunst“. Kein Blumenberg hat dem biederen Schmock diesen Brillanten gestrichen.



Keiner auch hat mit rauher Hand die Stildlätchen abge schnitten, die Schmock auf den Wegen der Automobilwettfahrer sprechen ließ. Einzelne Leser fragen zornig, warum hier gegen den Unfug nichts gesagt worden sei. Was denn? Ist nicht am Besten, dieses traurige Kapitel neudeutscher Kultur nicht erst aufzublättern? Jeder Ernsthafte hat ja den Brechreiz gespürt, als er las, man habe die pariser Rühlgänger und Geschäftstreisenden in deutschen Städten wie Triumphatoren empfangen. Manchmal waren — natürlich — auch die braven Bürgermeister dabei; und in Berlin leistete ein leibhaftiger Minister einen Toast, aus dessen orphischer Weisheit nicht viel mehr als der Satz zu entziffern war, Frankreichs und Deutschlands Industrie hätten gleiche Interessen. Eine werthvolle Entdeckung. Bisher hatten wir nämlich geglaubt, die ganze Sache sei von französischen Automobilfabrikanten arraugirt, um wenigstens in einem Industriezweig Frankreichs Ueberlegenheit zu zeigen. Und da das siegreiche Fahrzeug aus der Fabrik eines Herrn Mors stammt und der Weg der neuen Olympier über Veichen führte, wollte ein Wigbold als Firmamarkte schon die Worte vorschlagen: Mors Imperator. Ein ganz dummer Gedanke. Denn die Wettfahrt hat den Weltfrieden gesichert und die Interessensharmonie der deutschen und der französischen Industrie enthüllt. Also sprach Moeller.



Zwei Notizen des Herrn Dr. Saenger:

I. Freunde Hermanns Grimm werden die ihm von den „großen“ Blättern gewidmeten Nekrologeschal matt finden. Von herzlicher Ergriffenheit keine Spur. Und von dem Bewußtsein, daß das Leben um eine selbständige Persönlichkeit, um einen geistigen Werth ärmer geworden sei, eine nur ungefähre Vorstellung. Grimm selbst hatte bei Lebzeiten vorahmend empfunden, daß sein Verhältniß zur deutschen Gegenwart, so weit sie jenseits des engen Bezirkes von Rodenbergs Deutscher Rundschau liegt, sich immer mehr lockerte. Die letzten zehn Jahre seines Lebens verbrachte er im Gefühl sich steigender Vereinsamung. Um so eigensinniger wurde sein Denken, um so feierlicher wurden Tact und Haltung, Wort und Geberde. Er wurde abnehmend und gab sich zuletzt keine Mühe mehr, das Getriebe ringsum zu verstehen.

Absonderlichkeiten, die von bewußter Boje nicht fern schienen, stellten sich ein und machten den Verkehr schwer, besonders, wo er auch nur objektives Verstehenwollen demokratischer Zeitströmungen witterte. Ueberhaupt hielt er das Streben nach objektiver Wissenschaftlichkeit — wenn nicht für einen schlechten Witz, so — für einen der Beschränktheit sehr benachbarten Gemüthszustand, war aber trotzdem tief verstimmt, als die preussische Akademie der Wissenschaften ihn, den Erben eines so erlauchten Namens, der Aufnahme unter ihre Unsterblichen für unwürdig befand. Man weiß, auf welches großen Historikers Betreiben. Auch an diesem Verhalten der Spezialisten konnte er den unermesslichen Abstand zwischen seiner dekorativen und der naiv oder bewußt in der so freud- und leidvollen Wirklichkeit wurzelnden Existenz ermessen; er gab aber bis zuletzt die Hoffnung nicht auf, daß das Verhältniß sich doch noch einmal zu Gunsten des ihm so realen schönen Scheines umkehren werde, und wußte sich inzwischen an Blumensträußen hoher und höchster Personen zu beleben, die seinen Rundschauabehrungen ein dankbares Ohr liehen. Und diese Hoffnung machte ihn auch stark, die sich mehrenden Angriffe auf seine „Forschungen“ zu ertragen. Er wußte, daß man in Fachkreisen ihrer spottete. Für die Leute vom Handwerk, die Maler und Bildhauer, war seine von fernsten Erinnerungen bevölkerte Phantasie meist ein fremdes Gebiet; und den Dörbren unter ihnen mochten seine ins Idealische transponirten Stimmungen, die unerschütterliche Weihe und Feierlichkeit seines Sprechtones gar lästig fallen. Nicht weniger energisch lehnten vielfach die Schriftgelehrten seine an subjektiven Deutungen überreichen Interpretationen ab; es war schwer, seine Mißachtung ihrer Statistik wie ihrer Behutsamkeit im Konstruiren von Beziehungen — ihn dünkte Das Leere der Phantasie — auf die Dauer zu ertragen. Und das ungezählte Heer dürrer Philologenköpfe, die im Schweiß ihres Angesichts den weiten Acker deutscher Literaturgeschichte bei Wind und Wetter, ohne je menschlicher Laune nachzugeben, unermüdblich eggten, wie mager gefütterte Gähle vor die Pflüge gespannt, die sinnreiche Köpfe wie Scherer gebaut —: nie hat es in die Art dieses Schriftstellers sich einzufühlen vermocht, der aus geistreichen Einfällen und erfrischender Willkür einen poetisch reizvollen Rokoko-Stil sich geschaffen hatte. Kein großer, kein unerhört reicher, auch kein starker, wohl aber ein eigener Geist, der das Erbe der Größten zu einer Lebensanschauung verarbeitete, die ganz sein, ganz durchtränkt war von hoch gesteigerter Sehnsucht nach dem Schönen, dem Würdigen, dem Erhabenen und sein Bild freihielt von der kläglichen Unbeständigkeit der Leute, die, gezwungen, Andere zu belehren, rathlos nach Quellen suchend herumirren, denen sie von Fall zu Fall Rath und Lehre abborgen. Natürlich ein Epigone, nicht mehr. Herman Grimm wußte Das selbst. Er empfand aber das Wort, wenn es, auf ihn angewendet, ihm begegnete, nicht als Vorwurf oder Verkleinerung — ich bin so glücklich, den persönlichen Beweis dafür in Händen zu haben —, sondern er ertrug es als Bezeichnung einer Mission, die, kleinen Geistern anvertraut, zur Verengung, statt zur Bereicherung des Lebens führt.

II. Vor den französischen Automobilaristokraten hielt die neue preussische Handelssekkellenz Moeller im berliner „Kaiserhof“ eine Bankette, die als Nachtrag zu seinen früheren Bekennnissen von der Presse mit auffälligem Eifer angekündigt worden war. Es enttäuschte, daß der Minister sich eines fremden Zbions — des Deutschen — bediente; daher sind Mißverständnisse der Berichterstattung nicht ausgeschlossen. So darf man noch immer zweifeln, ob Herr Moeller wirklich gesagt

habe, daß die Vervollkommnung der Automobiltechnik und der Eifer des Automobilsports in Frankreich auf die lebhaftere gallische Phantasie zurückzuführen sei. Lebhafter nämlich als die Phantasie der Engländer, der Deutschen, der Amerikaner. In den offiziellen Berichten fehlt dieser wichtige Passus. Ein preussischer Handelsminister muß eigentlich doch auch wissen, daß alle Wunder der Verkehrs- und Bewegungstechnik, von der Dampfmaschine und dem Dampftrich bis zur Telegraphie, Telephonie und Elektrodynamik, der Phantasiethätigkeit des angelsächsischen und germanischen Geistes zu danken sind, muß die Namen Watt, Stephenson, Weber-Gauß, Faraday, Siemens, Edison, die Weltumspanner Morse und Hughes kennen und von den phantastischen Prophezeiungen des fast ausschließlich in Bewegungsvorstellungen denkenden Doctor mirabilis Roger Bacon gehört haben, jenes unglücklichen englischen Mönches aus dem dreizehnten Jahrhundert, der von künstlichen Flug- und Fortbewegungsmaschinen träumte. So wollen wir, nach dem berlinischen Schlagwort, „friedlich sein“ und annehmen, Herr Noeller habe nicht gesagt, was er nach unbeglaubigten Berichten gesagt haben sollte.

* * *

Herr Professor Eckmann wünscht, die folgenden Zeilen gedruckt zu sehen:

„Reiblos reiche ich Herrn van de Velde die Palme. Denn es ist Keiner, der so ärmlich und reichlich zu schimpfen versteht wie er. Ein Artikel von mir in der „Umschau“ hat ihn aufgeregt. Es scheint also, meine Ausführungen haben so sehr das Wesentliche der Art van de Velde getroffen, daß er meint, mit einem Schwalm von Schimpfwörtern dagegen auftreten zu müssen. Damit widerlegt man nicht. Ich habe sachlich auf Widersinnigkeiten in der Konstruktion von Holzarchitektur und Möbeln hingewiesen und an einem Schema gezeigt, worin der Nachtheil davon besteht. Herr van de Velde fordert mich auf, zu zeigen, wo er solche Fehler gemacht habe. Diese Fehler hat er bei der Einrichtung von Keller & Reiner und bei der von Cassirer gemacht. Ich nenne absichtlich nur diese allgemein bekannten und zugänglichen Kunsthandlungen, deren Einrichtungen schon oft für und wider besprochen wurden, da es mir widerstrebt, anderen Besitzern das Vergnügen an Arbeiten van de Velde's zu vermindern. Auch kann dort Jedermann mit Ruhe studiren, wie die fehlerhaft konstruirten Eichenholzornamente zerissen sind oder wie sich ein schwer gepolstertes Sofa auf leichten ausgefägten Rankenformenwiegt. Ich werde vielleicht demnächst an anderer Stelle ausführlich diese und andere Schädlichkeiten beleuchten, damit sie nicht, wie es schon vielfach geschieht, der ausblühenden Kunst als wesentliche Merkmale angehängt werden. Weiter heißt es, daß ich mit meinen kritischen Ausführungen Leute abschrecken wolle, die van de Velde's Kunst noch nicht kennen. Nun, anlocken wollte ich wirklich keine. Aber Herr van de Velde übt schon Jahre lang an meiner Art der Ornamentik unentwegt in den ungewähltesten Ausdrücken Kritik, womit er ebenfalls schwerlich beabsichtigt haben dürfte, mir Freunde zu werben. Wenn man dann den Spieß einmal umdreht, so schreit er gleich: „Das gilt nicht!“ und wendet sich etwas weinerlich ans Publikum, daß es doch sehe, was der böse Eckmann dem guten van de Velde Alles anthut. Dann behauptet er, daß ich ihm mit meinem Artikel einen Hieb von hinten geben wollte und daß er in Folge einer plötzlichen Wendung den Hieb von vorn empfangen habe, der für die rückwärtige Mitte gehört hätte. Daß er dabei etwas die Contenance verloren hat, wie er hinzusetzt, ist

begrifflich. Aber das Alles ist nur seiner lebhaften Phantasie zuzuschreiben, denn der Dieb war öffentlich in einer guten Zeitschrift gefählet; also braucht Herr van de Velde nicht für seine Rückseite zu fürchten. Ich wollte ihn nur ein Wenig in die Achillesferse stechen und Das scheint mir recht hübsch gelungen zu sein.

Otto Edmann."

* * *

Aus dem Brief eines agrarischen Politikers:

„Auch Sie haben in der ‚Zukunft‘ wiederholt die Anschauung vertreten, in Folge der Handelspolitik der neunziger Jahre sei thatsächlich eine volkswirtschaftliche Entwicklung in Deutschland bereits eingetreten, bei der das wirtschaftliche Schwergewicht in der industriellen Waagschale und in der Exportentwicklung zu suchen und zu finden sei. Statistisch erweisbar ist dagegen, daß die an sich vorliegende starke Steigerung des deutschen Außenhandels wesentlich eine Einfuhrsteigerung ist; die relativ geringe Steigerung des Ausfuhrhandels trifft obendrein wesentlich Zwischenhandel, nicht aber Ausfuhr inländischer Arbeitsprodukte. In Summa: die Steigerung des wirklichen Industrie-Exports erreicht nicht annähernd die Relation der Exportsteigerungen früherer Jahrzehnte, auch nicht annähernd das Verhältniß, in dem die industrielle Arbeit überhaupt (also für den Inlandsmarkt) gestiegen ist. Also: wo man als Folge der Vertragspolitik von einem Industrie-Aufschwung spricht, müßte es richtig heißen: Handels-Aufschwung; Das heißt: Zunahme der Einfuhr und des internationalen Zwischenhandels, damit also selbstverständlich in erster Linie der Rheberei. Da dies Alles beweisbar ist, so fällt natürlich der — auch von Ihnen gelegentlich ausgesprochene — Satz: man müsse, nachdem man durch die bisherige Politik das Reich nun einmal so weit auf den Weg der industriellen Entwicklung gedrängt habe, jetzt nolens volens auf dem selben Wege weiter schreiten, wenn man nicht Unglück über die auf diesen Weg gelockten industriellen Massen bringen wolle. Das scheint mir falsch. Nicht das Wohl und Weh der industriellen Arbeit, sondern lediglich das Interesse der ganz beschränkten Kreise der Schiffsheber und Zwischenhändler steht in Frage, wenn die künftige Politik wieder zu dem Grundsatz Bismarcks zurückkehrt: in erster Reihe den heimischen Markt, die heimische Arbeit zu schützen.“

* * *

Hat der Kaiser zu Herrn Ballin gesagt, es schade nicht, daß der Generaldirektor der Hamburg-Amerika-Linie Jude sei? Herr Ballin verneint, die Tante Boß bejaht die Frage. Es handelt sich, wie Jeder merken muß, um keine Kleinigkeit. Damit in der Sommerstille der Streit nicht zur Staatsaktion werde, sei hier verkündet: nicht zu Herrn Ballin, sondern zum Admiral Hollmann, der ihn den Generaldirektor vorstellen wollte, hat der Kaiser die den Antisemiten so unangenehmen Worte gesagt.

* * *

Die chinesischen Boyer, so wird uns erzählt, haben sich unter dem Namen „Vereinigung der Landleute“ neu organisiert. Merkwürdig, daß noch kein freisinniger Redakteur die Uebersetzung nachgeprüft und entdeckt hat, in korrekter Uebersetzung laute der neue Name: Bund der Landwirthe. Daran ließen sich doch dann lohnende Parallelen knüpfen.